Volksstimme

Sozialdemokratisches Organ für den Regierungsbezirk Magdeburg.

Die Volksstimme erscheint täglich abends mit Ausnahme der Sonn- und Festtage mit dem Datum des folgenden Tages. — Verantwortlicher Redakteur (mit Ausnahme der Beilage Die Neue Welt): Ernst Wittmaack, Magdeburg. Verantwortlich für Inserate: August Fabian, Magdeburg. Druck und Verlag von W. Pfannkuch u. Co., Magdeburg: Geschäftsstelle: Gr. Münzstr. 3, Fernspr. 1567. Redaktion und Druckerei: Gr. Münzstr. 3. Fernspr. für Redaktion 1794, für Druckerei 961.

Pränumerando zahlbarer Abonnementspreis: Vierteljährl. (inkl. Bringerlohn) 2 Mk. 25 Pf., monatlich 80 Pf. Per Kreuzband in Deutschland monatl. 1 Exempl. 1.70 Mk., 2 Exempl. 2.90 Mk. In der Expedition und den Ausgabestellen vierteljährl. 2 Mk monatl. 70 Pf. Bei den Postanstalten 2.25 exkl. Bestellgeld. Einzelne Nummern 5 Pf., Sonntags- und ältere Nummern 10 Pf — Insertionsgebühr: die sechsgespaltene Petitzeile 15 Pf., auswärts 25 Pf., im Reklameteil Zeile 50 Pf. Post-Zeitungsliste Seite 405

Nr. 144. **Magdeburg, Dienstag den 23. Juni 1908.** **19. Jahrgang.**

Die heutige Nummer umfaßt 10 Seiten einschließlich des Romans „Der Zusammenbruch"

Das marokkanische Problem.

Frankreich hat durch seine Militäraktion die Situation in Marokko noch verschlimmert, und es hat besonders seine eigne Situation verschlimmert. Die Dinge liegen heute so, daß Frankreich, das sich vor drei Jahren energisch gegen eine europäische Reglung der Marokkofrage wehrte, über kurz oder lang genötigt sein wird, an die Vertragsmächte zwecks Abhaltung einer erneuten Konferenz zu appellieren und daß es besonders hierbei einen Druck auf Deutschland wird ausüben müssen, das seinerseits Frankreich zur Einberufung der Konferenz von Algeciras genötigt hatte.

Drei Monate lang hatten die zünftigen Diplomaten Europas über das marokkanische Problem beraten, und es war dabei im wesentlichen nichts andres herausgekommen, als was Frankreich vorher schon gefordert hatte. Der Unterschied war einzig der, daß man das Fell des unerlegten Bären zwischen den Kapitalisten aller Länder verteilte, während Frankreich versucht hatte, es für die Beutepolitiker des eignen Landes zu reservieren. Hierzu bediente man sich hauptsächlich zweier Mittel: die Errichtung einer Polizeitruppe und die Kontrolle der Finanzen durch Errichtung einer Bank, der man die Zolleinnahmen überwies. Diese Art, Reformen einzuführen, war bisher überall gescheitert. Wo sie international angewendet wurde, hat sie entweder die gegenteilige Wirkung erzielt wie in China, oder sie ist völlig steril geblieben, wie in der Türkei und jetzt in Marokko.

Das kann schließlich auch gar nicht anders sein. Die Diplomaten gehen dabei nur von der einen Voraussetzung aus, den Kapitalisten derjenigen Länder, deren Interessen sie zu vertreten haben, einen möglichst hohen Anteil an der Beute zu sichern. Die Sitten des zu reformierenden Landes, die historische und ökonomische Entwicklung eines Volkes bleibt dabei ganz außer Betracht. Diese Politik, die vorgibt und sich anmaßt, einem fremden Volke die Zivilisation zu bringen, die kapitalistische Kolonialpolitik kann unter Anwendung von gewalttätigen Unterdrückungsmitteln zur Unterjochung und Verelendung eines Volkes führen, wenn diese Gewaltpolitik von einem einzigen Staat und im alleinigen Interesse seiner Kapitalisten gemacht wird. Bei einer internationalen Einführung kapitalistischer Reformen muß sie scheitern, da sich die verschiedenen Staaten gegenseitig überwachen und das Vordringen eines einzelnen Staates verhindern.

Eine andre Politik können unsre Regierungen aber nicht machen, da sie als die Beauftragten des Kapitalismus nicht für die kulturelle Entwicklung des jeweiligen Landes, sondern für die Entwicklung des kapitalistischen Betätigungsfeldes zu sorgen haben. Der Kapitalismus führt aber seine Reformen in einem fremden Lande nicht ein, um dieses Land wirtschaftlich und kulturell zu heben, sondern um es wirtschaftlich und kulturell auszubeuten und abhängig zu machen. Das war der wahre Zweck der Konferenz von Algeciras.

Es ergibt sich von selbst, daß eine derartige „Zivilisationsarbeit" nicht nur den konservativen, sondern auch den reformfreundlichen Teil der marokkanischen Bevölkerung gegen sich haben mußte, an deren Spitze Muley Hafid stand. Denn die Art, wie erst Frankreich und wie dann die europäischen Vertragsmächte die Reformen zwangsweise einzuführen versuchten, mußte die gesamte Bevölkerung gegen die Reformen überhaupt einnehmen. Statt den reformfreundlichen Elementen die Mittel zur Aufklärung ihrer Landsleute an die Hand zu geben, zwang man sie, sich an die Spitze der fremdenfeindlichen Bewegung zu stellen. Und das ist schon deshalb begreiflich, weil jeder kulturellen Geburt eines Landes eine nationale Bewegung vorausgeht und die Träger der einen zugleich die Träger der andern Bewegung sind.

Vielleicht hätte die französische Marokko-Expedition vermieden werden können, wenn man rücksichtsvoller vorgegangen wäre. Vom Kapitalismus andre Rücksichten, als die auf seinen unmittelbaren Profit zu verlangen, heißt jedoch Unmögliches verlangen. Auch wenn man die geplante Eisenbahn nicht quer durch einen Friedhof gelegt hätte, wäre es zu einem gewaltsamen Aufstand gegen die Fremdlinge gekommen. Der Marokkaner sieht die Anlegung von Straßen und Eisenbahnen als eine Entweihung des geheiligten Bodens an. Man hätte also damit warten müssen, bis die Marokkaner selbst zur Einsicht gekommen wären, aber warten ist eben auch etwas dem Kapitalismus Unmögliches.

So mußte es kommen, daß Muley Hafid, der von einer Wiedergeburt Marokkos träumt, der aus Marokko ein zweites Japan machen will, an die Spitze der fremdenfeindlichen Bewegung trat und daß der durchaus konservative Abd ul Asis als „Sultan der Ungläubigen" jeden Anhang und Einfluß verloren hat. Frankreich hat diese Situation noch wesentlich verschlimmert, ja unheilbar dadurch gemacht, daß es mit den Machtmitteln militärischer Gewalt Abd ul Asis auf dem Throne zu halten versuchte und Muley Hafid, der heute der unbestrittene Herrscher Marokkos ist, wie einen Räuberhauptmann behandelte. So will es die Ironie der Weltgeschichte, daß Deutschland, das durch seine ungeschickte Brüskierungspolitik in Algeciras eine schwere Schlappe erlitten hat, heute als die Macht erscheint, der allein die Marokkaner noch trauen, und daß Frankreich, das in Algeciras glänzend abschnitt, völlig Schiffbruch gelitten hat.

Die französischen Kapitalisten werden ihrer Regierung dafür um so weniger Dank wissen, als sie entgelten müssen, was die französischen Truppen in Marokko verübten. Nach der soeben erschienenen Handelsstatistik Marokkos ist der Gesamthandel von Marokko im Jahre 1907 gegenüber dem Vorjahr um 7 598 628 Frank zurückgegangen, von 84½ auf 77 Millionen. Frankreich allein hat jedoch eine Einbuße seines Handels erlitten, der noch etwas größer ist als der Rückgang überhaupt. Eine Erhöhung seiner Handelsbilanz haben England und vor allen Dingen Deutschland zu verzeichnen. Der Handel Frankreichs ging in den Hafenstädten allein um 9 635 252 Frank zurück, stieg jedoch an der algerischen Grenze um 1 905 000 Frank. Bedeutende Verluste hatten noch Belgien, Spanien und Italien. Die Handelsbilanzen der vier meistbeteiligten Länder betrugen im Jahre 1907: Frankreich 34 883 135 Frank, England 25 428 561 Frank, Deutschland 9 983 318 Frank und Spanien 3 116 145 Frank. Sind einmal die französischen Truppen aus Marokko zurückgezogen, dann dürfte der Rückgang des französischen Handels noch stärker werden, und es ist nicht ausgeschlossen, daß England wieder den früher schon innegehabten Platz aufs neue einnimmt.

Diese Tatsache wird Herr Pichon nicht wegdisputieren können, wie er nicht bestreiten kann, daß gerade seine Politik zu diesem Ergebnis führte. Und nun muß er an Europa zu einer erneuten Reglung des marokkanischen Problems appellieren. Der „Temps", der sich mit Delcassé verzweifelt gegen internationale Abmachungen gewehrt hatte, mußte vor einigen Tagen schreiben: „Auf das Verlangen Deutschlands hat Europa in den Jahren 1905 und 1906 die Einführung von Reformen im marokkanischen Reiche durch internationale Vereinbarungen in die Hand genommen. Die Einführung dieser Reformen war die Veranlassung, wenn nicht die Ursache der augenblicklichen Situation. Das gesamte Europa, ohne jede Ausnahme, ist also qualifiziert, aufs neue das marokkanische Problem zu studieren, im Falle die Begebenheiten eine Entscheidung verlangten."

Die „Begebenheiten" bestehen in der Tatsache, daß Muley Hafid, dessen Vertreter zu empfangen vor vier Wochen Herr Pichon sich noch hochmütig geweigert hat, unbestrittener Herrscher von Marokko ist und Abd ul Asis, den Frankreich allein anerkennen will, als Gefangener von den französischen Truppen in Rabat beschützt wird. Eine zweite Algecirasskonferenz wird an den Tatsachen nichts ändern, sondern sie nur verzeichnen können. Wir werden im besten Fall einen zweiten „kranken Mann" bekommen, wenn nicht Muley Hafid seine Träume verwirklicht und aus Marokko ein zweites Japan macht.

In der letzten stürmischen Kammerdebatte vom Freitag fiel daher vor allem die absolute Hilflosigkeit der französischen Regierung auf neben den unglaublichen Flegeleien, zu denen sich der Minister des Aeußern in seiner ohnmächtigen Wut gegenüber unserm Genossen Jaurès hinreißen ließ. Denselben einfältigen Vorwurf, den die Nationalisten während der Dreyfus-Affäre dem Clemenceau, Picquart und allen übrigen Dreyfusards gemacht hatten, daß sie „von Deutschland gekauft" seien, dieselbe dumme Gemeinheit wiederholte der Minister des Aeußern. Er warf Genossen Jaurès vor, daß er „im Namen Deutschlands spreche", und der deutsche Botschafter saß in der Diplomatenloge und hörte zu.

Jaurès ist dem Pichon natürlich die richtige Antwort nicht schuldig geblieben. Doch diese Flegelei ist schließlich nur ein Anzeichen für die peinliche Situation, in der sich der Minister befand. In die Enge getrieben, wird schließlich auch ein Schaf wütend. Und Genosse Jaurès hielt dem Minister seine widerspruchsvolle Politik der Halbheiten vor. Der Eindruck war ein derartiger, daß die Kammer, die in „nationalen" Angelegenheiten fast einmütig für die Regierung zu stimmen pflegt — die geeinigten Sozialisten natürlich ausgenommen —, einer Resolution voller Bedingungen und Vorbehalte, ohne jeden festen Charakter, die jedoch das Wörtchen „vertrauend" enthielt, nur mit 323 gegen 117 Stimmen bei 116 Enthaltungen annahm. Unter den Abgeordneten, die gegen die Regierung stimmten oder sich der Stimme enthielten, befanden sich 90 Mitglieder der radikalen Regierungstruppe.

Jr.

Politische Uebersicht.

Magdeburg, den 22. Juni 1908.

Wahlen und Wahlreform.

Die Presse der verschiedenen Parteien fährt fort, die Bedeutung der preußischen Landtagswahlen für die Zukunft des preußischen Wahlrechts zu erörtern. Während die konservativen Zeitungen an jedem Tage versichern, am Dreiklassenwahlrecht brauche und dürfe nichts geändert werden, da es ja jetzt auch der Sozialdemokratie eine Vertretung im Landtag ermöglicht habe, vermißt man jedoch in der freisinnigen Presse die mit gleicher Entschiedenheit abgegebene Erklärung, daß der Kampf um das allgemeine, gleiche, direkte und geheime Wahlrecht künftig mit größerem Nachdruck als bislang weitergeführt werden solle. Herr Naumann, der einzige freisinnige Blockführer, dem es um das preußische Wahlrecht Ernst ist — soweit bei diesem spielerisch veranlagten Politiker von Ernst überhaupt die Rede sein kann —, ist nicht einmal als Kandidat zum Landtag aufgestellt worden; den andern aber ist zum großen Teile die Wahlrechtsfrage überhaupt nichts weiter als ein störender Faktor der Blockpolitik, der möglichst ausgeschaltet oder beiseite geschoben werden muß. Kenner der Stimmung im Freisinnslager prophezeien einen Umschwung; man hat die Zwingburgstürmerei satt; man will von einer Wahlrechtsfrage nichts mehr hören und wird den paar übriggebliebenen unverbesserlichen Idealisten raten, zu den Barthianern zu gehen.

Die nationalliberale Partei ist über die Schläge, die sie erlitten hat, überhaupt noch zu keinem klaren Bewußtsein ihrer politischen Situation gelangt. Es ist also noch ganz ungewiß, ob und inwiefern ihre Haltung in der Wahlrechtsfrage durch ihre neusten Erfahrungen beeinflußt werden wird. Erheiternd wirkt ein Klagelied, das die „Deutsche Volkswirtschaftliche Korrespondenz" anstimmt. Das bekannte Organ des Unternehmertums jammert, „daß die Industrie wiederum eine sehr erhebliche Schwächung ihres ohnehin bei weitem nicht ausreichenden parlamentarischen Einflusses erfahren hat". Sonst, im Reiche, pflegen die Scharfmacher dem Reichstagswahlrecht die Schuld daran zu geben, daß sie zu einer ausreichenden parlamentarischen Vertretung angeblich nicht gelangen können. Jetzt zeigt sich, daß es ihnen unter dem ungleichen, indirekten, öffentlichen Wahlrecht noch schlimmer geht, als unter dem gleichen, direkten, geheimen. Die Eselsbrücke, über die unsre Unternehmer in einer ihnen selbst ausreichend erscheinenden Zahl in die gesetzgebenden Körperschaften gelangen können, muß also noch konstruiert werden.

Es ist ein hübsches Beispiel geschichtlicher Vergeltung, daß zu den Industriekapitalisten, die sogar unter dem Dreiklassenwahlrecht unmöglich geworden sind, gerade jener Scharfmacher Menck gehört, der am lautesten gegen das „industrie- und unternehmerfeindliche" Reichstagswahlrecht hetzte. Jetzt ist er durchgefallen — bei den Dreiklassenwahlen zu Altona! Und so wie ihm geht es den Fische, Horn, Junghann, Voltz, Hirsch, Schmieding, Francken, Westermann. Hätten die Herren von Schacht und Schlot etwas politischen Verstand, so würden sie auf alle Wahlprivilegien für das preußische Abgeordnetenhaus verzichten und dafür den Zugang zum Herrenhaus desto schärfer forcieren. Gleiches Wahlrecht zur zweiten Kammer, Vertretung von Industrie und Handel in der ersten — damit wäre gerade in nationalliberalem Sinne ein „Ausgleich der Interessen" geschaffen, der zum mindesten doch der Stellung Preußens als Industriestaat besser entsprechen würde als der gegenwärtige Zustand, wo der Bund der Landwirte im Herrenhaus so gut wie im Abgeordnetenhaus und in allen Ministerien, dominiert.

Der berühmte Satz des seligen Polizeiministers von Hammerstein, daß kein Wahlgesetz „so genau und richtig den Ausdruck der öffentlichen Meinung wiedergibt, wie das Dreiklassenwahlsystem in Preußen", verdient ganz besonders der Geschichte der Landtagswahl von Berlin 12 als Motto vorangestellt zu werden. Hier war nach Abschluß der Wahlmännerwahl höchstens durch Abzählen der Knöpfe zu ermitteln, ob sich die „öffentliche Meinung" konservativ-antisemitisch, nationalliberal-scharfmacherisch, freisinnig-liberaltheologisch oder sozialdemokratisch-freireligiös ausgedrückt habe. Am 16. Juni schien es dann klar, daß weder für den Sozialdemokraten, noch für den Konservativen, noch für den Nationalliberalen eine Wahlmännermehrheit zu haben sei; der Sieg des freisinnigen Predigers Runze schien gewiß. Indes hatte die Behörde aus unbekannten Gründen die Bosheit, den zweiten Wahlgang auf den 23. Juni hinauszuschieben, auf einen Zeitpunkt also, zu dem „kein an-

ständiger Mensch" mehr in Berlin ist. Herr Runze, der seines Mandats schon sicher zu sein glaubte, sieht jetzt einen seiner Wahlmänner nach dem andern mit aufgeschnalltem Koffer nach dem Anhalter oder dem Stettiner Bahnhof fahren. Je höher die Quecksilbersäule des Thermometers steigt, desto tiefer fällt das Barometer des bürgerlichen Liberalismus, desto höher steigen die Aussichten der Sozialdemokratie. Das Dreiklassensystem macht sogar den Sieg zur Posse.

Wo von Reformen die Rede ist, da stellen sich auch die Erfinder ein. Im Scherlschen „Tag" meldet der freikonservative Abgeordnete Landrat v. Dewitz ein Patent auf die allein richtige Lösung der Wahlrechtsfrage an. Sie besteht darin, daß die Gemeinden und Urwahlbezirke nicht mehr nach dem Steueraufkommen gedrittelt, sondern geviertelt werden sollen. Also statt drei Klassen deren vier, deren jede die gleiche Zahl von Wahlmännern zu wählen hat. Herr v. Dewitz verspricht sich von dieser Vierteilung des Wahlrechts und der Logik „eine Abwendung von der alles nivellierenden Sozialdemokratie". Wieso ist nicht ganz klar, aber auch gleichgültig, denn der Wert solcher Kundgebungen liegt allein darin, daß sie die Unhaltbarkeit des jetzt noch bestehenden Wahlrechts anerkennen und dadurch der wirklichen Reform dienen, die sie selber gar nicht wollen. —

Die vermaledeiten Sozialdemokraten.

Noch ist der preußische Dreiklassenlandtag nicht versammelt und schon beginnen die Sorgen der Ordnungsbrüder ob der Tatsache, daß zum erstenmal Sozialdemokraten im Sitzungssaal anwesend sein werden. Die offiziösen Schweinburgschen „Berl. Pol. Nachr." teilen ihren Abonnenten beklommen mit:

> Die mit dem 26. d. M. beginnende außerordentliche Tagung des Landtags trägt einen rein formalen Charakter. Es liegt daher sowohl im Interesse der Vermeidung unnötiger Ausgaben als im Interesse der Mitglieder selbst, die Tagung so kurz als irgend möglich zu gestalten. Dabei kommt in Betracht, daß der 29. d. M. ein katholischer Feiertag ist und demzufolge für die Arbeiten des Abgeordnetenhauses gänzlich ausfällt. Gelingt es daher nicht, diese am 27. zum Schluß zu bringen und insbesondere an diesem Tage die Präsidentenwahl vorzunehmen, so wird sich die Tagung mindestens bis zum 30. d. M., wahrscheinlich aber in den Juli hinein erstrecken. Den Abgeordneten das Opfer zu ersparen, in der Sommerzeit so lange in Berlin zubringen zu müssen, lediglich um einige formale Angelegenheiten zu erledigen, wäre natürlich dringend erwünscht. Die Erfüllung dieses Wunsches ist aber an zwei Voraussetzungen geknüpft. Zunächst müßte das Haus vollzählig, mindestens in sicher beschlußfähiger Anzahl versammelt sein, damit die Präsidentenwahl, auch wenn sie durch Stimmzettel erfolgen müßte, bestimmt vorgenommen werden kann. Wären bei einer Eröffnung die Abgeordneten in nichtbeschlußfähiger Zahl versammelt, so müßte schon aus dem Grunde die Präsidentenwahl bis in die nächste Woche verschoben werden, um die Möglichkeit zu gewähren, die jetzt fehlenden Mitglieder heranzuziehen. Ferner würde die volle Uebereinstimmung aller Mitglieder des Hauses dazu notwendig sein, die Wahlprüfungen und die etwa in Frage kommenden Fristen so abzukürzen, daß die Präsidentenwahl am [illegible] vorgenommen [illegible]. Man fürchtet zwar, daß ein solches Verfahren vielfach auf den Widerspruch der sozialdemokratischen Mitglieder des Hauses stoßen würde. Allein, die Erfahrungen im Reichstag sprechen dagegen. Auch dürfte in Betracht kommen, daß die Sozialdemokraten, wenn sie sich von vornherein mit dem ganzen übrigen Hause in Widerspruch setzen, sich ihre Stellung in diesem Hause selbst erheblich erschweren. Es ist daher möglich, daß auch die Voraussetzung der Einstimmigkeit des Hauses für die Abkürzung der Landtagssession vorhanden sein wird. Es wird sich demzufolge voraussichtlich auch erst bei dem Zusammentritt des Landtags entscheiden lassen, für welchen Tag der Schluß der Session in Aussicht genommen werden kann.

Wenn keine Sozialdemokraten im Hause säßen, würde die Regierung wissen, daß am Tage nach der Eröffnung der Schluß eintreten könnte. Nun aber muß sie ihren Galizier beauftragen, die Sozialdemokraten mit glatten Worten einzufangen. Und dieser betriebsame Nachrichtenverhökerer ist noch so einfältig anzunehmen, er könnte mit süßlichem Gerede auf die sozialdemokratischen Abgeordneten einwirken.

Die Sozialdemokraten nehmen keine Rücksicht auf die Bequemlichkeiten der hohen Herrschaften von Bildung, Besitz und Sommerfrische. Jordan v. Kröcher wird sich daher darauf einrichten müssen, sowohl durch den ominösen Stimmzettel zum Präsidenten erhoben zu werden, als auch bis in den Juli hinein in der heißen staubigen Großstadt auszuhalten. In der Großstadt, in der die sozialdemokratischen Wähler den ganzen Sommer verbringen müssen. —

Wenn man nicht faust und raust.

Die Auflösung der Berliner Freien Studentenschaft ist vom Universitätsrektor verfügt worden. Das Auditorium, das ihr bisher zur Verfügung stand, wird gesperrt; ihre Anschläge am schwarzen Brett werden nicht mehr zugelassen.

Dieser Akt kleinlicher Verfolgung wird mit dem Umstand begründet, daß sich die Freie Studentenschaft geweigert habe, sich als Verein im Sinne der §§ 38—44 der Vorschriften für die Studierenden zu organisieren. Für die Studenten gilt nämlich das Reichsvereinsgesetz nicht; sie haben ihre eigne Polizeiverordnung, die aus dem Jahre 1847 stammt und die jährliche zweimal wiederholte Einreichung der Mitgliederlisten beim Rektor vorschreibt!

Die Freie Studentenschaft, deren Mitglieder weder saufen noch rauchen, dafür aber ein verdächtiges Interesse für sozial- und staatswissenschaftliche Disziplinen an den Tag legen, ist den Herren der voraussetzungslosen Wissenschaft schon längst ein Dorn im Auge. Man hat sie nach preußischen Noten schikaniert, hat ihre Vorträge verboten und ihr die Zeitschriften vorgezählt, die sie auslegen durfte. Vor einem halben Jahre hat man die Marburger Freie Studentenschaft aufgelöst; jetzt folgt die Berliner nach.

In Preußen kann jeder 14jährige Lehrling mit Recht auf den Studenten herabsehen, der trotz Band und Mütze und alten Privilegien bloß ein Knecht ist, und sich wie ein dummer Junge bevormunden lassen muß in einem Alter, in dem Arbeiter oft schon angesehene Vertrauensleute ihrer Kameraden sind.

Der Fall der Freien Studentenschaft müßte alle Studenten zum Kampfe um ihre politische Freiheit aufrütteln, wenn die jungen Leute in ihrer Mehrzahl überhaupt einen Begriff von politischer Freiheit hätten. Aber sie sind Kinder der deutschen Bourgeoisie, beugsame Söhne kraftloser Väter. —

Eulenburg als Charakter.

Unlängst brachten die „Dresdner Neusten Nachrichten" eine Enthüllung über den Fürsten Eulenburg, daß er den stellvertretenden Berliner Generalintendanten Geheimrat Pierson ganz ungerechtfertigterweise verleumdet habe. Er soll damals gesagt haben, daß die Geschäftsführung und Amtsverwaltung von Pierson nicht stimmen, daß ein Millionendefizit in der Verwaltung der königlichen Schauspiele vorhanden sei, und andre Gerüchte verbreitet haben, die auch dem Kaiser zu Ohren gekommen sind.

Pierson hatte die Absicht gehabt, den Fürsten Eulenburg zu verklagen. Schließlich aber wurde Eulenburg gezwungen, namentlich durch den Einfluß des Grafen Hochberg, die Verleumdungen zurückzunehmen. Das Dokument wird jetzt veröffentlicht. Darin heißt es:

> Ich erkläre hierdurch, daß alle Beschuldigungen, die ich gegen den Herrn Geheimrat Pierson ausgesprochen habe, jeder Grundlage entbehren, wovon ich mich jetzt durch Prüfung der Sachlage überzeugt habe. Ich nehme deshalb ein und bedaure auf das lebhafteste, daß ich Herrn Pierson auf das tiefste gekränkt und seine amtliche Stellung bedroht habe. Ich gebe ausdrücklich meine Einwilligung, daß der Vorgesetzte des Herrn Pierson, der Generalintendant Graf Hochberg, nach Gutdünken diese Erklärung verwendet, jedoch nur eben dieser allein.

Pierson ist längst gestorben. Mit einem Fluch gegen Eulenburg auf den Lippen. Und Graf Hochberg hat die Einwilligung zur Veröffentlichung des Eulenburgschen Widerrufs, der aus den Wiener Botschaftertagen vor 6 Jahren stammt, erst jetzt gegeben.

Erst jetzt, 7 Tage vor dem Beginn des Meineidsprozesses, wird der ehemals mächtigste Mann des Deutschen Reichs für ungefährlich gehalten. Der verleumdete Pierson wird allerdings dadurch nicht zum Leben zurückgerufen. —

Nationale Lymphe.

Eine Geschichte, die sie selber als „kaum glaublich" bezeichnet, erzählt die „Deutsche Tageszeitung":

In Ostpreußen war vor einigen Monaten eine tückische Viehseuche, der Rauschbrand, ausgebrochen. Um weiteren Schäden vorzubeugen, sollte das Vieh geimpft werden. Dabei stellte sich heraus, daß der erforderliche Impfstoff in ganz Preußen überhaupt nicht, sondern nur an der tierärztlichen Hochschule in München erzeugt wird. Man wandte sich also telegraphisch dahin, erhielt aber umgehend die Antwort, daß die in München hergestellten Impfstoffe nur für Bayern geliefert würden. Nach vergeblichen Bemühungen bei dem veterinärpathologischen Institut in Bern und dem Seruminstitut in Rotterdam entschloß man sich endlich, in Frankfurt a. M. einen in Frankreich hergestellten Impfstoff zu kaufen, mit dem dann schließlich auch die Impfung der gefährdeten Viehbestände vorgenommen wurde.

Statt nun den Skandal gebührend zu geißeln, daß der von Agrariern beherrschte preußische Musterstaat in Bayern, Holland und der Schweiz hausieren gehen muß, um einen notwendigen Impfstoff aufzutreiben, wendet sich das Berliner Bündlerblatt mit komisch wirkendem Pathos gegen das partikularistische Bayern:

> Man sollte es nicht für möglich halten, daß 37 Jahre nach der Gründung des Deutschen Reiches, um dessen Errichtung Bayern und Preußen gemeinsam gekämpft und geblutet haben, eine bayrische Staatsbehörde, die tierärztliche Hochschule in München, die von ihr hergestellten Mittel zur Bekämpfung der heimtückischen Rauschbrandseuche einer preußischen Behörde verweigert. Dieser Vorgang ist für unser nationales Empfinden nicht erhebend. Wir können nur annehmen, daß die bayrische Ablehnung von einer unmaßgeblichen Stelle aus erfolgt ist und erachten es daher als eine besondere Pflicht der preußischen Staatsregierung, sich mit der bayrischen Regierung alsbald ins Einvernehmen zu setzen, damit derartige Fälle in Zukunft vermieden werden.

Man sieht: je mehr sich ein wahrhaft preußischer Mann blamiert, eine desto größere Schnauze hat er.

Als vor einigen Jahren Aerzte der Königsberger Universitätsklinik Diphtherieserum zur Behandlung kranker Kinder außerhalb der Klinik abgaben, erging von einem hohen Ministerio in Berlin ein schleuniger Einhaltebefehl, da es nicht angehe, kostbares preußisches Staatsgut zu Zwecken privater Lebensrettung zu verschleudern. Damals handelte es sich um eine preußische Staatsanstalt und um preußische Menschenkinder. Heute beschimpft man die Toten von 1870 und klagt über gebrochne Treue, weil das bayrische Bruderherz nicht warm genug für ostpreußisches Rindvieh schlägt! —

Massenkundgebung für das Frauen-Stimmrecht.

Mit siebzehn Extrazügen waren am Sonntag vormittag Tausende von Frauenrechtlerinnen aus 70 Städten Englands in London eingetroffen. Auf jedem Bahnhof empfing sie eine Abteilung Frauen unter Führung einer Stationsmarschallin und einer Adjutantin in großem Ornat. Diese führten die Ankömmlinge nach sieben über das Weichbild verteilten Versammlungsplätzen, von denen die Züge nach dem Hyde-Park marschierten. Ungefähr dreißigtausend Frauen zogen zum Park. Ungezählte Menschenmassen bildeten Spalier, welche die Demonstrantinnen mit sympathischen Zurufen begrüßten.

Jedem der sieben Aufzüge ritt eine Abteilung Konstabler voran, an der Spitze jedes Zuges marschierte eine Fahnenträgerin mit einer seidenen Fahne. Siebenhundert Banner und andre Standarten wehten, und vierzig Kapellen spielten Märsche auf.

Im Hyde-Park waren außerordentliche Vorkehrungen getroffen. Auf einem Gebiet von einer Quadratviertelmeile waren alle Hindernisse fortgeräumt, und zwanzig Tribünen in hufeisenförmigen Kreisen errichtet mit einer turmartigen Tribüne im Mittelpunkt. Auf der obersten Plattform des Turmes saßen die Marschallinnen und Fanfarenbläser; diese dirigierten mit Fanfarensignalen die Rednerinnen auf den Tribünen. Im untern Stockwerk befand sich ein Auskunftsbureau unter dem Kommando einer Dame.

Auf den zwanzig Tribünen begannen die Rednerinnen, umringt von zahlreichen leitenden Männern und Frauen der Bewegung, auf ein um ¾4 Uhr ertönendes Fanfarensignal ihre Reden. Eine ungeheure Menge von mindestens dreihunderttausend Menschen drängte sich um die Tribünen und begleitete die Reden mit Zurufen. Tausende von Polizisten und Detektivs nebst einem starken Ambulanzkorps waren über den Park verteilt. Zehn Minuten vor 5 Uhr wurde auf ein Fanfarensignal die Resolution, daß die Regierung ohne Verzug den Frauen das Stimmrecht erteilen möge, durch Akklamation angenommen, und um 5 Uhr ertönte auf ein abermaliges Fanfarensignal aus vielen Tausenden von Kehlen der dreimalige Ruf: „Das Wahlrecht für die Frauen!"

Hierauf löste sich die Monsterversammlung in vollkommenster Ordnung auf. —

Magdeburger Angelegenheiten.

Magdeburg, 22. Juni 1908.

Technische Beamte und Metallindustrielle.

Das Vorgehen des Verbandes der bayrischen Metallindustriellen gegen die technisch-industriellen Beamten beschäftigte am letzten Donnerstag auch die hiesige Ortsgruppe des Bundes der technisch-industriellen Beamten und den Ortsverein Magdeburg des Verbandes deutscher Kaufleute. Beide Versammlungen protestierten einmütig gegen das Vorgehen der Metallindustriellen. Der Ortsverein der Kaufleute nahm außerdem eine Resolution an. —

Eingetrichtertes.

Seine Viel-zu-viel-Schulen-Theorie begründet Herr Faßhauer von der „Sachsenschau" damit, daß er sagt, er wünsche, daß „weder die erwachsene Arbeiterjugend noch die Jugend des Mittelstandes, noch der reicheren und besser situierten Stände in die Schulen gepreßt werden, wenn sie keine Anlagen dazu hat". Den Schulen der unerwachsenen Jugend will er also nicht zu Leibe, sondern nur den Fortbildungsschulen und so weiter gilt sein Kampf. Mit ihnen würde „das Geld für unnütze Dinge zum Fenster hinausgeworfen", denn selbst Lehrer gäben zu, „daß die meisten Fortbildungsschüler die Schule dümmer verlassen, als sie sie betreten haben". Die Menschen seien eben nicht alle gleich; nicht alle eigneten sich zu geistiger Arbeit. Diesen nach Herrn Faßhauers Ansicht zur Handarbeit Geborenen will er also die Schulen nehmen; ihnen soll keine Möglichkeit geboten werden, die geringen Anlagen, die sie haben und deren Vorhandensein wohl auch Herr Faßhauer nicht bestreiten wird, auszubauen. Die Sozialdemokratie dagegen, meint er, huldige der programmatisch festgelegten fixen Idee, dem Glaubenssatz von der Gleichheit aller Menschen. Sie verlange demzufolge, daß wahllos den Massen Weisheit und geistige Bildung eingetrichtert werde.

O, Herr Faßhauer, da haben Sie sich aber gründlich hineingeritten! Das hätten Sie gar nicht nötig gehabt, wenn Sie nur das sozialdemokratische Programm einmal vor die Nase genommen hätten. Darin steht nämlich als Forderung der Sozialdemokratie, und zwar als Gegenwartsforderung, verzeichnet: Unentgeltlichkeit des Unterrichts, der Lehrmittel und der Verpflegung in den öffentlichen Volksschulen sowie in den höheren Bildungsanstalten für diejenigen Schüler und Schülerinnen, die kraft ihrer Fähigkeiten zur weiteren Ausbildung geeignet erachtet werden." Wie wird Ihnen, Herr Faßhauer? Gestehen Sie, daß Sie sich gründlich geirrt haben und daß die Sozialdemokratie in Wirklichkeit eine ganz individuelle Behandlung der Schüler verlangt! Leider sind wir davon heute noch weit entfernt; das heutige Schulwesen bedeutet im Gegenteil eine ständige Verkümmerung, ja Vernichtung jeglicher Individualität. Darum bedarf es des Ausbaus der Schule; der Grundsatz der Eintrichterung muß dem Grundsatz der individuellen Behandlung weichen.

Sie sehen, Herr Faßhauer, das Gegenteil von dem, was Sie uns Sozialdemokraten nachsagen, ist richtig. Aber das ist Ihnen ja schon öfter passiert. Das liegt jedoch nur daran, daß Sie auch immer nur aus dem großen Trichter schöpfen, der von unsern Feinden unermüdlich gefüllt wird. Sie sollten Ihrer Feindschaft gegen jegliche Eintrichterung doch eigentlich immer eingedenk sein!

Nun schreiben Sie zum Schluß Ihrer verunglückten Epistel: „Und nun, Genossen, zeigt einmal, daß ihr journalistisches Anstandsgefühl habt und stellt in eurem Blatte richtig, daß Herr Faßhauer nichts von „Arbeiterpack" geschrieben hat. Herr Faßhauer mutet nicht allen sozialdemokratischen Redakteuren journalistischen Anstand zu, aber von euch hier in Magdeburg glaubt er, ihn erwarten zu dürfen." Sie haben sich in uns nicht getäuscht. Von „Arbeiterpack" haben Sie in der Tat nichts geschrieben. Das haben wir aber auch gar nicht behauptet. Ihr Appell an unser journalistisches Anstandsgefühl ist jedoch herzlich ungeschickt, denn zu einem solchen Appell sind Sie nicht der rechte Mann. Mit Vorliebe drucken Sie alle die Schauergeschichten über die Sozialdemokraten ab, die aus dem großen Reichsverbandskessel stammen. Aber würden wir behaupten, daß Sie jemals den Widerlegungen Raum gegeben hätten, so würde uns das in den berechtigten Verdacht bringen, mit der Wahrheit auf gespanntem Fuße zu stehen. Ihre Liebenswürdigkeit gegen unsre Kollegen in andern sozialdemokratischen Redaktionen wiegt darum auch nicht schwer, weil man weiß, von wem sie kommt. Auch in dieser Beziehung sind Sie nicht individuell, denn auch was Sie hier sagen, ist Eingetrichtertes, das immer wieder von unsern Gegnern nachgeplappert wird. Semper aliquid haeret! —

— **Eine Stadtverordneten-Sitzung** findet am Donnerstag dieser Woche statt. Auf der Tagesordnung stehen u. a. eine Vorlage über Beleuchtung des Breiten Weges, des Hasselbachplatzes und des Kaiser-Wilhelm-Platzes mit elektrischen Bogenlampen und eine Vorlage über ein Projekt zur Entwässerung des Elbindustriegeländes. —

— **Ueber die elektrische Beleuchtung des Breiten Weges,** des Hasselbachplatzes und des Kaiser-Wilhelm-Platzes mit Bogenlampen hat der Magistrat den Stadtverordneten eine Vorlage zugehen lassen, der wir folgende Ausführungen entnehmen: Schon seit längerer Zeit besteht in weiten Kreisen der Bürgerschaft der Wunsch, daß der Breite Weg und die ihn abschließenden Plätze mit einer Beleuchtung versehen werden, die der Hauptverkehrs- und Geschäftsstraße einer Großstadt würdig ist. Der Breite Weg ist namentlich zu den Abendstunden, wo die Läden geschlossen und nicht beleuchtet sind, nicht derartig beleuchtet, wie es den heutigen Ansprüchen für eine wichtige Straße entspricht. Für die zu wählende Lichtart kommen eine Verbesserung der Gasbeleuchtung oder die Einführung des elektrischen Lichtes in Frage. In Uebereinstimmung mit dem Verwaltungsausschuß der Licht- und Wasserwerke halten wir für die geeignetste und würdigste Beleuchtung die mit elektrischen Bogenlampen. Die Probeversuche, die im vergangenen Winter zwischen Steinstraße und Bärplatz mit dieser Beleuchtungsart vorgenommen sind, haben aufs glänzendste bewiesen, daß das elektrische Licht für die Beleuchtung des Breiten Weges das einzig richtige ist. Für die Beleuchtung sind 68 Bogenlampen vorgesehen, die bis 11 Uhr abends brennen; alsdann wird die Hälfte abgeschaltet; die Gasbeleuchtung soll ganz in Wegfall kommen. Die Kosten sind auf 64 200 Mark veranschlagt. Es sind hierbei nicht berücksichtigt die Kosten für die 4 Probebogenlampen im Betrage von 2500 Mark, die aus Betriebsmitteln genommen sind. Das Material für die bisherige Gasbeleuchtung wird anderweit Verwendung finden. Die jährlichen Betriebskosten betragen 27 014 Mark.

Beilage zur Volksstimme.

Nr. 144. Magdeburg, Dienstag den 23. Juni 1908. 19. Jahrgang.

Sechs Jahre Gefängnis.

Im Mai dieses Jahres hatte das Kriegsgericht der 17. Division in Altona gegen den sich zum Anarchismus bekennenden Arbeiter Albert Liebsch wegen unsinniger Streiche auf die entsetzlich hohe Strafe von 2 Jahren und 9 Monaten Gefängnis erkannt. Gegen dies Urteil hat sowohl Liebsch wie auch der Gerichtsherr, dem die Strafe noch nicht hoch genug erschien, Berufung eingelegt, und daher kam, wie wir schon kurz berichteten, die Sache nochmals vor dem Oberkriegsgericht des 9. Armeekorps zur Verhandlung. Liebsch, der seiner Militärpflicht beim Kaiser-Franz-Regiment genügt hat, hatte sich nicht zur Kontrollversammlung gestellt und eine dahingehende Aufforderung mit einem Schreiben beantwortet, in dem er hervorhob, er habe dem Kapitalistenstaat samt allen seinen Einrichtungen den Krieg erklärt. Der Militarismus sei die scheußlichste Institution usw. Sollte man gegen ihn vorgehen, so würde er mit Repressalien antworten usw. Diesen Brief veröffentlichte er auch noch obendrein mit seiner Namensunterschrift in dem in Berlin erscheinenden Anarchistenorgan „Der Revolutionär". Als er deswegen verhaftet werden sollte, war er verschwunden, wurde aber kurz darauf in der Redaktion des „Revolutionär" entdeckt und festgenommen.

In der Untersuchungshaft hat er sich nun einer ganzen Anzahl militärischer Vergehen schuldig gemacht, wie Ungehorsam, Achtungsverletzung, Bedrohung usw., so daß Zweifel an seiner Zurechnungsfähigkeit entstanden. Da er aber nach längerer Beobachtung seines Geisteszustandes in der Irrenanstalt Friedrichsberg für vollkommen zurechnungsfähig befunden wurde, ist seinerzeit gegen ihn verhandelt und er zu der oben angegebenen Strafe verurteilt worden.

Bei der nunmehrigen Verhandlung vor dem Oberkriegsgericht erklärt Liebsch, er habe seiner Ueberzeugung gemäß nicht anders handeln können, wie er getan, er befinde sich in einer Zwangslage. Man solle ihn freisprechen; er verspreche, sich in Zukunft ruhig verhalten zu wollen. Im Falle seiner Verurteilung werde er bis Spandau ruhig mitgehen, aber dann werde sein Nachgeben ein Ende haben. Der Vertreter der Anklage wies auf die trübe Kindheit des Liebsch hin, der als Waisenknabe erzogen ist. Durch Mißstimmung sei er in falsche Bahnen gelenkt und habe die Wohltat der staatlichen Arbeiterfürsorge nicht oder doch falsch verstanden. Trotzdem müßten die schweren Vergehen, deren er sich schuldig gemacht, entsprechend geahndet werden und beantrage er daher die Aufhebung des Urteils erster Instanz und Verurteilung zu einer Gefängnisstrafe von fünf Jahren. Das Oberkriegsgericht ging noch über diesen Antrag hinaus und verurteilte Liebsch zu einer Gefängnisstrafe von 6 Jahren in Ansehung der staatsgefährlichen Bestrebungen des Angeklagten, seiner unerhörten Dreistigkeit und der schweren Gefährdung der Disziplin.

Das Urteil ist von solcher Schwere, daß die Kritik vor ihm verstummt. Liebsch ist ein junger Mensch, der eine höchst traurige Jugend durchlebt hat. Als Waisenknabe kommt er früh in fremde Hände, das ganze Unglück einer elternlosen, in Armut verbrachten Jugend lastet auf ihm. Daß seine Erziehung darunter litt, daß sein Charakter, von seinem Willen ganz zu schweigen, schwere Mängel aufweist und aufweisen muß, welcher Mensch mit halbwegs gesunden Sinnen will das bezweifeln? Er trägt an den Sünden, die die kapitalistische Gesellschaft an seiner Jugend verübte, und er trägt offenbar sehr schwer daran. Selbst der öffentliche Ankläger sieht sich veranlaßt, auf die traurigen Kinderjahre des Angeklagten hinzuweisen. Damit nicht genug, gewinnt das Gericht aus dem ganzen eigentümlichen Verhalten des Angeklagten während der Untersuchungshaft den Eindruck, es, wenn nicht mit einem Irrsinnigen, so doch mit einem hochgradig Schwachsinnigen zu tun zu haben. Mag es sich dabei um natürliche Vererbung, mag es sich um das Produkt einer tieftraurigen Jugend handeln, an der Tatsache ist nicht zu zweifeln, daß Liebsch geistig ein nicht normaler Mensch ist. Dafür spricht sein Brief an die Militärbehörden, die Veröffentlichung desselben im „Revolutionär", die Drohung mit Repressalien und jetzt neuerlich der wahnsinnige Gedanke, zwar bis Spandau mitgehen, dann aber sich auf eine ihm offenbar selbst nicht klare Weise zur Wehr setzen zu wollen. Welcher mit normalem Intellekt begabte Mensch handelt so?! —

Aus der Parteibewegung.

Sozialdemokratische Erfolge bei der Karlsruher Stadtratswahl. Am 27. Mai wurden in den Karlsruher Bürgerausschuß (Stadtverordnete) 18 Sozialdemokraten gewählt, mithin war die 3. Wählerklasse mit 32 Sitzen für uns erobert. Am Sonnabend fanden die Wahlen zum Stadtrat statt, die um deswillen wichtig sind, weil die badische Städteordnung das Schwergewicht der städtischen Verwaltung dem Stadtrat zuweist. Der Bürgerausschuß hat trotz der großen Zahl der Mitglieder keine allzu große Bedeutung. Bisher war die sozialdemokratische Bürgerausschußfraktion im Stadtrat nicht vertreten, konnte also keinen Einblick in die kommunale Geschäftsleitung bekommen. Am Sonnabend gelang es, gestützt auf unsern Wahlsieg im Mai und auf bindende Vereinbarungen mit den Liberalen, zwei Stadtratssitze zu erobern und eine Vertretung im Stadtverordnetenvorstand uns zu sichern. Gewählt wurden als Stadträte die Genossen Zeitungsverleger Eugen Geck und Redakteur Wilhelm Kolb, in den Stadtverordneten-Vorstand delegiert Arbeitersekretär Willi. —

Die Landeskonferenz der drei oldenburgischen und des 1. und 2. hannöverschen Wahlkreises tagte am Sonntag in Oldenburg. Hug (Bant) berichtet als Vorsitzender über die Tätigkeit des Vorstandes. Das abgelaufene Jahr war ein arbeitsreiches, bald nach der vorjährigen Konferenz fanden die Kommunalwahlen statt, die in einzelnen Orten großen Erfolg brachten. Die Reichstagsersatzwahl im 1. hannöverschen Wahlkreis brachte uns einen Stimmenrückgang, der auf den Kampf mit einem anständigen eingeborenen liberalen Gegner und dem nichtswürdigen und verlogenen Auftreten der Antisemiten zurückzuführen ist. Auch die Wahlrechtsvorlage im Landtag hat nicht die Zustimmung weiter Kreise gefunden, die Fraktion mußte aber nachgeben, um eine Verschlechterung zu verhindern. Redner wandte sich scharf gegen die Regierung, die der Arbeiterschaft gegenüber eine absolute ist. Das ist zum Ausdruck gekommen durch die Nichtbestätigung von Sozialdemokraten in den Gemeindeverwaltungen, bei den Ausführungsbestimmungen zum neuen Vereinsgesetz und durch Ausschluß des „Norddeutschen Volksblattes" von den Zeitungen, durch deren Publikation sich eine Anmeldung von Versammlungen erübrigt. Parteisekretär Schulz konnte einen erfreulichen Zuwachs an Mitgliedern in allen Wahlkreisen konstatieren und empfahl neben der Pflege der Statistik eine rege Agitation für die Parteipresse. In der Diskussion wurden viele Wünsche und Anträge eingebracht, die dem Vorstand überwiesen wurden, so die Herausgabe einer monatlichen Agitationsschrift. Der Antrag, das Parteisekretariat von Bant nach Oldenburg zu verlegen, wurde abgelehnt, ebenso ein solcher auf Schaffung einer erweiterten Preßkommission, aus Vertretern der fünf Wahlkreise bestehend. Ueber die bevorstehenden Landtagswahlen referierte Landtagsabgeordneter Heitmann (Oldenburg). Er empfahl, überall dort, wo es möglich ist, eigne Wahlmänner aufzustellen, sich zu beteiligen. Das reaktionäre Element muß zurückgedrängt und Kompromisse nach Lage der Verhältnisse erwogen werden. In der Diskussion wurde ein Antrag auf Einbringung eines Notariatsgesetzes angenommen. Weiter wurde ein Antrag angenommen, daß sich die einzelnen Ortsvereine mehr mit kommunalpolitischen Angelegenheiten zu beschäftigen und eigne Kandidaten aufzustellen haben. Als Vorsitzender wurde Genosse Hug (Bant) einstimmig wiedergewählt.

Ein Parteiorgan in englischer Sprache haben die Parteigenossen in Neuyork sich geschaffen. Die erste Nummer des „Evening Call", einer Tageszeitung, ist am 30. Mai erschienen. Der Zeitpunkt der Herausgabe ist gut gewählt. Fällt er doch zusammen mit dem Beginn des Wahlkampfs um die Präsidentschaft, eines Wahlkampfs, der sich angesichts der Erbitterung der Arbeiterschaft gegen die republikanische und auch gegen die demokratische Partei unter ganz neuen Verhältnissen vollziehen dürfte. Die politische Leitung des Blattes liegt in den Händen der Genossen Hurt und Lee. Als Mitarbeiter wurde eine Reihe tüchtiger parteigenössischer Journalisten gewonnen. Die Auflage des „Call", der hauptsächlich auf den Straßenverkauf angewiesen ist, war schon am Erscheinungstag eine überraschend große. In den Vereinigten Staaten erscheinen jetzt fünf sozialistische Tageszeitungen: „The Chicago Socialist", „The Call", „The Daily People"' „New Yorker Volkszeitung" und „Philadelphia Tageblatt". —

Die Stellung der spanischen Genossen zu den neuen reaktionären Gesetzesvorlagen. Im „Socialista" erließ Genosse Iglesias einen geharnischten Aufruf an die sozialistische Arbeiterpartei, um sie zur Stellungnahme gegen die drei Vorlagen: ein neues Verwaltungsgesetz, ein neues Vereins- und Streikgesetz und ein Gesetz gegen den Terrorismus, aufzufordern. Das erste Gesetz soll dazu dienen, die Mitwirkung der Bürger in der Verwaltung auf ein Minimum zu beschränken und dem allgemeinen Stimmrecht einen Riegel vorzuschieben. Das zweite soll die Arbeiter verhindern, sich der ihnen bis heute zustehenden Mittel zur Verbesserung ihrer Lage zu bedienen und durch das dritte soll den Ausbeutern eine Waffe gegen die Arbeiter gegeben werden, die sich durch die Organisation ein menschenwürdiges Dasein erringen wollen. Die allgemeine Arbeiterunion und die sozialistische Partei haben angekündigt, daß sie, falls man sie verhindert, auf gesetzlichem Wege zum Ziele zu kommen, Gewalt anwenden werden. Iglesias verlangt aber, daß die Sozialisten ganz allein, ohne irgendwelchen Kompromiß mit bürgerlichen Elementen, vorgehen sollen, und in diesem Sinne verlief denn auch die Versammlung, die am vorigen Sonntag im Barbiere-Theater zu Madrid abgehalten wurde, nachdem verschiedene andre öffentliche Lokale den Genossen verweigert worden waren. Es hatten nur ungefähr 3000 Personen Platz gefunden. Verschiedene Redner beleuchteten die Gefährlichkeit des Gesetzes gegen den Terrorismus, und allgemein wurde der Beschluß bejubelt, auf russische Weise vorzugehen, wenn das Gesetz durchgehen sollte. —

Aus der Gewerkschaftsbewegung.

Streikende Landarbeiterinnen in Preußen! Auch bei den Landarbeitern beginnt es mehr und mehr zu dämmern. Vor einigen Tagen legten in Parchwitz (Schlesien) einige Hofgärtnerfrauen vom Graf Strachwitzschen Gute gemeinsam die Arbeit nieder. Sie verlangten eine Lohnerhöhung von täglich 10 Pf., da sie mit der bisherigen Entlohnung, 70 Pf. den Tag, nicht auskommen konnten. Die Verwaltung mußte dieser Forderung um so mehr nachkommen, weil eine Anzahl andrer Frauen, die sogenannten Knechtsfrauen, bereits 80 Pf. Lohn den Tag erhielten und die Ausständigen durchaus nicht gewillt waren, zu den alten Bedingungen noch weiterzuarbeiten. Und so wurde nach eintägigem Streike die Forderung bewilligt. So werden sich unsre Agrarier auch an das „Schreckgespenst" des Landarbeiterstreiks gewöhnen. —

10 000 Bauarbeiter ausgesperrt! In Mittelschweden und einem Teile von Südschweden sind am Sonnabend etwa 10 000 Bauarbeiter wegen Lohnstreitigkeiten vom Arbeitgeberverband ausgesperrt worden. Falls keine Einigung erzielt werden sollte, sind weitere Aussperrungen zu erwarten. —

Zwölfte Generalversammlung des Verbandes der Schuhmacher. Bock (Gotha) referiert über Ursachen und Begleit-

Feuilleton.

Der Polizist.

Von W. P. Larsen.

Da stand er nun, von höheren Gewalten postiert, die Ordnung zu hüten, und lugte — die Hand am Revolver — sorgsam aus. Beäugte mißvergnügt einen mageren Menschen, der langsam vorbeitrottete, schüttelte den Kopf, schaute wiederum aus und fand und fand nichts, das sich hätte hüten lassen.

Wenn man nachdachte: — es war doch eigentlich ein Hundeleben, so tagaus, tagein in den Straßen zu stehen, an den Ecken und in Hausfluren, und aus Langweile Pferde zählen, während in den Gliedern die besten Kräfte gären und hinausdrängten in den Tag.

Ein Rollwagen humpelte vorbei.

Er war hochbeladen mit langen Kisten, auf denen „Sunlight-Seife" stand, und mußte schon ein gut Stück Weges hinter sich haben, denn der Mann, der ihn schob, pustete und wischte sich den Schweiß von der Stirn.

Der untätige Ordnungshüter sah ihm neidisch nach.

Der hatte es gut! Der arbeitete! Keuchte und stieg abends ins Bett mit dem köstlichen Bewußtsein, Seife geschoben zu haben. Gewiß! Seife war ein nützlich Ding. Alles brauchte Seife — ohne die ging's nicht. Und wenn er sie nicht geschoben hätte — — —

Er dachte nach und nickte mit dem Kopfe.

Gewiß! . . . Vielleicht hatte er sie gar zum Bahnhof gebracht. Dort wurde sie nun verladen, und die Packer machten große Schnörkel darauf, und dann ging's los, heidi! — erst nach Hamburg und dann übers Meer, weiß Gott wohin, vielleicht sogar zu den Schwarzen unten in Afrika. Die würden eines Morgens am Bache stehen — so wie Gott sie geschaffen hatte, ganz ungeniert mitten in der Sonne — laut quieken und kreischen und sich grunzend die schwarzen Bäuche waschen.

Das wußte der Mann natürlich nicht. Wie sollte er auch? Das wußte nur er. Aber immerhin — wenn er sie nicht geschoben hätte, wäre sie nicht in Afrika.

Er legte die Hände auf den Rücken und trollte sich die Straße hinab.

Ja, der hatte es gut! Hatte immer zu schaffen, brauchte keine Pferde zu zählen und nicht Tag für Tag zu warten, bis irgendeine fragte, wo Berlin sei, oder einer einen Auflauf machte. Einen Auflauf —! Gott, war das lange her! Nicht auszudenken, wie lange! Schnee hatte noch gelegen. Und als er den Kerl anpackte, waren seine Hände vom Frost ganz steif gewesen, daß er sich so lange mit ihm herumzerren mußte in der Kälte . . .

Er ärgerte sich noch jetzt.

Im Winter, wenn man sich am liebsten in einen Torweg stellte und sich tüchtig einmummelte und die Hände in die Taschen vergrub, da kam so ein Kerl — gerade wie absichtlich! — und machte Skandal. Im Winter — da fielen alle Pferde. Da wußte mit einem Male kein Mensch mehr, wo die Lützowstraße war. Aber im Frühling — so wie jetzt —, wenn die Sonne schien und die Luft plötzlich so ganz anders war, so würzig und lau und stark, daß man sich bei jedem Atemzug hätte recken und dehnen mögen, überhaupt gerade, wenn man darauf brannte —, dann war gewiß nichts los, rein gar nichts!

Er wurde immer ärgerlicher.

Was liefen die bloß alle so? Würden schon noch hinkommen . . . würde nichts weglaufen . . . Als wenn sie wirklich was Besonderes vorhätten, als wenn man das nicht wüßte . . . lächerlich! Warum fragten sie bloß nichts? Da — die alte Tante! Konnte nicht bitten, daß man sie über den Damm führte! — nein, sie muß unter die Räder! So alt und so dumm! Natürlich, wenn's dann zu spät ist — — —

Er sah sehr grimmig nach und schüttelte den Kopf.

Vor ihm, an einem der Bäume, die das Trottoir begrenzten, spielte eine Kinderschar. Ein kleiner Junge rollte Marmeln in ein Loch, das sie in die Erde gebuddelt hatten. Er war mit Leib und Seele bei der Sache. Jedesmal, wenn eine Kugel Miene machte, stehenzubleiben, geriet er in Angst und Spannung, beugte sich auf den Zehenspitzen vor, streckte die gespreizten Finger von sich und verharrte regungslos, den Blick auf die Kugel geheftet. Und jedesmal, wenn sie dann doch eine Senkung erreichte und dem Ziele zurollte, klatschte er in die Hände und hüpfte auf einem Bein.

Der Mann der Ordnung sah aufmerksam dem Jungen zu.

Da stand er, der Knirps, stampfte mit dem Fuß und zog ein bitterböses Gesicht: die Kugel war nicht ans Ziel gekommen. Fast schien es, als wollte er vor Aerger weinen.

„Junge," sagte der Schutzmann plötzlich und trat ganz nahe heran, „Du wirst doch nicht —? Wer wird denn weinen? Stärker schieben mußt Du!"

Der Kleine sah verwundert auf.

„Es hilft alles nicht," sagte er mit kläglicher Stimme. „Wenn ich schwach schiebe, bleiben sie stecken, und wenn ich stark schiebe" — er schluckte an den Tränen — „dann — dann . . . kollern sie alle vorbei!"

Der Schutzmann nickte verständnisvoll. „Hm . . . vorbei . . . Zu stark muß man auch nicht. Alles mit Maßen. Erst ordentlich hingucken und dann zielen und dann — kopp! Na, zeig mal . . ."

Er nahm eine Kugel, hockte sich umständlich hin, zielte einmal, zweimal, und schoß ab.

„Hurra!" schrie der Junge, und die ganze Schar stimmte ein.

Die Kugel war zum Ziele gegangen.

„Noch einmal!" bat der Junge. „Für mich — noch einmal!"

Die Straße lag leer. Vor einem Lastwagen nickte ein müder Gaul, und fern am Wasser beschnupperte ein eifriges Hündlein einen Baum. Und die Erde duftete so stark und der Wind war so lau und die Sonnenlichter hüpften und lockten und tanzten — — Frühlingsduft!

„Für mich . . . noch einmal!"

Da schoben sie denn. Noch einmal und noch einmal und noch einmal . . .

Erscheinungen der wirtschaftlichen Krise. Folgende Resolution wurde angenommen. Sie lautet:

In Erwägung, daß die moderne Warenproduktion unfähig ist, die vorhandenen Produktivkräfte in einer für die Gesellschaft nutzbringenden Art anzuwenden und durch ihre Planlosigkeit die ganze Wirtschaftsordnung in kurzen oder längeren Perioden in die schwersten Krisen stürzt, unter welchen die arbeitende Bevölkerung durch unverschuldete Massenarbeitslosigkeit, Hunger und Elend am furchtbarsten zu leiden hat; in weiterer Erwägung, daß die Kapitalistenklasse nicht imstande ist, diese wirtschaftliche Anarchie zu verhindern, erwächst der politisch organisierten Arbeiterklasse die Aufgabe, eine neue Wirtschaftsordnung an deren Stelle zu setzen.

Bis zu der Zeit, an welcher sich diese Umwandlung vollzieht, haben die Gewerkschaften dahin zu wirken, die Leiden der Arbeiterklasse, welche durch die Folgen der Krisen verursacht werden, zu mildern.

Die Generalversammlung des Zentralverbandes der Schuhmacher Deutschlands erklärt es deshalb als die unerläßlichste Pflicht der Arbeiter, sich ihren gewerkschaftlichen Organisationen anzuschließen, um den wirtschaftlichen Kampf mit Erfolg führen zu können.

Dann berichtet Simon (Nürnberg) über den internationalen Schuhmacherkongreß und über den internationalen Arbeiterkongreß in Stuttgart. Dort sei auch eifrig über die Neutralitätsfrage diskutiert worden. Allgemein sei man der Ansicht gewesen, daß die Partei ihre Angelegenheiten und die Gewerkschaften ihre Angelegenheiten jede für sich zu behandeln hätten. Sonst aber müßten beide Bewegungen sich die Sozialisierung der Gesellschaft zur Pflicht machen.

In bezug auf die Maifeier wären die Gewerkschaftsbeamten der Ansicht gewesen, daß sie nicht mehr in der Weise wie bisher begangen werden könnte. Sie soll abends stattfinden. Die Unterstützung für die Gemaßregelten hätte zur Hälfte die Partei, zur Hälfte die Gewerkschaften zu tragen. Er habe den Konferenzteilnehmern bestritten, das Recht zu haben, über derartige Angelegenheiten ohne Mandat Beschlüsse zu fassen. Dazu seien sie nicht berechtigt gewesen, hätten aber trotzdem die ganze Maifeier, das Ideal aller Genossen, illusorisch gemacht. Er habe gesagt, daß sich seine Gewerkschaft den Beschlüssen nicht fügen werde, sondern daß jedenfalls die Generalversammlung dazu Stellung nehmen werde. Die Generalversammlung in Nürnberg habe sich damit befaßt und beschlossen, daß, wenn die genügende Zahl Genossen am Orte vorhanden sind, die den 1. Mai feiern wollen, so wird auch die Feier am Tage begangen werden.

In der Diskussion bemerkt Haupt (Magdeburg), daß es Angelegenheiten in der Arbeiterbewegung gibt, die sich nicht mit dem Rechenstift behandeln lassen. Eine solche Angelegenheit sei die Maifeier. So, wie sie aber von der Maifeier-Konferenz abgetan worden sei, könne es nicht gehen. Das wäre der reine Totschlag des Idealismus der Massen, und so etwas würden sie nicht mitmachen, denn die Massen, die den 1. Mai feiern wollten, ließen sich niemals so und bald wieder so kommandieren. Beide Reden wurden mit starkem Beifall aufgenommen. Nachdem noch die Wahl des Vorstandes, der wieder der alte bleibt, und die Wahl des Redakteurs, wozu Bock ebenfalls wieder bestimmt, vollzogen war, wurde zur Ausschußwahl geschritten. Neubauer (München) schlägt Markus (Kassel) vor. Die Generalversammlung beschließt, Magdeburg als Sitz des Ausschusses mit dem Vorsitzenden Haupt beizubehalten. Damit war die Tagesordnung erschöpft. Mit einem dreifachen Hoch auf die internationale Arbeiterbewegung wurde die Generalversammlung geschlossen. —

ac **Die Gewerkschaften Oesterreichs 1907.** Soeben ist der vom Genossen Hueber bearbeitete Bericht über die Stärke und Leistungsfähigkeit der Gewerkschaften Oesterreichs im Jahre 1907 erschienen. Zunächst wird die Krise geschildert, die sich im zweiten Halbjahr auch innerhalb der österreichischen Industrie bemerkbar gemacht hat und noch heute andauert. Selbstverständlich hat die schlechte Geschäftskonjunktur ihren lähmenden Einfluß auf die Arbeiterbewegung ausgeübt. Trotzdem konnten aber 186 000 neue Mitglieder gemustert werden, von denen allerdings nur 52 824 verblieben, so daß die Gesamtzahl der gewerkschaftlich organisierten Arbeiter von 448 270 im Jahre 1906 auf 501 094 Ende 1907 stieg. Hiervon waren 46 401 Frauen. Die Zunahme der weiblichen Mitglieder ist in den letzten Jahren eine ganz erfreuliche gewesen; sie betrug im Jahre 1892 2216, im Jahre 1902 waren es immer erst 5588.

Auch die Zentralisierung der gewerkschaftlichen Berufsorganisation geht in Oesterreich in erfreulicher Schnelligkeit vor sich. Im Jahre 1901 existierten noch 266 Landes- oder Lokalvereine; im Vorjahr waren deren noch 89 vorhanden, im Berichtsjahr nur noch 77. Die Lokalvereine gliedern sich mehr und mehr den Zentralverbänden ein. Die Zahl der letzteren ist gleich geblieben, sie beträgt 49, die insgesamt 5030 Ortsgruppen umfassen.

Große Unterschiede zeigen sich, wenn man die Zahl der organisierten Arbeiter nach Kronländern geordnet betrachtet. Böhmen steht mit 178 034 oder 35,52 Prozent aller Organisationen an der Spitze. Sodann folgt Wien, wo 125 620 (25,07 Prozent) organisierte Arbeiter vorhanden sind. Dann kommen Mähren mit 49 527 Gewerkschaftsmitgliedern, Niederösterreich mit 39 992, Schlesien und Steiermark mit je 25 000 Mitgliedern. In den übrigen Kronländern ist die Zahl der Gewerkschaftsmitglieder sehr gering; an letzter Stelle kommen die Bukowina mit 994 und Dalmatien mit 476. Etwas anders gestaltet sich die Reihenfolge, wenn man die Zahl der Gewerkschaftsorganisierten mit den im Beruf Tätigen vergleicht. Hier marschiert Wien mit 39 auf je 100 Beschäftigten an der Spitze; es folgt Salzburg mit 33, Niederösterreich mit 27, Schlesien und Steiermark mit je 24, Istrien mit 22, Böhmen mit 20 von je 100 usw.

Die Gesamteinnahme der österreichischen Gewerkschaften betrug 8 120 763 Kronen, die Ausgaben 7 147 730 Kronen. Von den Ausgaben entfielen 2 841 000 Kronen auf Unterstützungszwecke und 4 306 390 Kronen auf andre Vereinszwecke. In der letzteren Summe sind die Ausgaben für die Fachorgane im Betrage von 1 016 227 Kronen einbegriffen. Außerdem wurden für einen Widerstands- bzw. Streikfonds 3 283 716 Kronen aufgebracht, womit 1 825 587 Kronen für Streiks und Maßreglungen ausgegeben wurden.

Das Gesamtvermögen der österreichischen Gewerkschaften ist mit Ende 1907 auf 8 806 038 Kronen angewachsen. Hiervon entfallen auf die Buchdrucker 2 929 000 Kronen; auf die Metallarbeiter 1 203 000 Kronen; die Holzarbeiter und Textilarbeiter verfügen über zirka ½ Million Kronen.

Die tschechoslawischen Vereine, die in der tschechoslawischen Gewerkschaftskommission in Prag vereinigt sind, stiegen von 30 auf 33 mit 465 auf 765 Ortsgruppen; die Zahl der Mitglieder betrug 37 423. Von diesen sind 12 sogenannte Reichsvereine, die den Zweck verfolgen, alle tschechischen und slawischen Berufsangehörigen zu vereinigen. Ein Einnahmen weisen diese Vereine rund 456 759 Kronen auf, denen 355 025 Kronen an Ausgaben gegenüberstehen. Ueber den Stand der Fachpresse sei folgendes mitgeteilt: Es existieren 50 deutsche, 44 tschechische, 8 polnische, 3 italienische Fachblätter und 1 slowenisches. Die Gesamtauflage dieser Gewerkschaftsblätter betrug 508 690, gegen 1906 eine Zunahme von 50 020. Das Ganze biete ein Bild erfreulichen Aufschwungs. Auch die österreichischen Gewerkschaften sind über die Zeiten hinaus gewachsen, wo jede Geschäftskrisis oder jeder verlorne Kampf auch sogleich eine schwere Erschütterung der ganzen Berufsorganisationen nach sich zog. Die österreichischen Gewerkschaften haben sowohl an Mitgliederzahl als auch an innerer Festigkeit gewonnen und bilden gegenüber dem Unternehmertum eine achtunggebietende Macht. —

Soziales.

ac. **Eine Elends-Statistik.** Die Ueberzeugung, daß Verbrechen im allgemeinen nicht aus Lust am Verbrechen begangen werden, sondern daß die Verletzungen der betreffenden Gesetze im engsten Zusammenhang mit den sozialen Verhältnissen stehen, bricht sich doch immer mehr Bahn, auch in den Kreisen einsichtsvoller, bürgerlicher Männer. Einen neuen Beweis von der Richtigkeit obiger Sätze enthält der soeben erschienene Bericht des Gefängnis-Inspektors für Schottland für das Jahr 1907. Der Inspektor ließ kurze Biographien von 60 Gefangenen männlichen und weiblichen Geschlechts, und zwar ohne jede besondere Auswahl, aufnehmen. Die Angaben, welche die Gefangenen über ihren Lebensgang machten, lassen für jeden, der nur begreifen will, deutlich erkennen, daß wohl die meisten derer, die auf den Weg des Verbrechens gelangen, Opfer von wirtschaftlichen und sozialen Verhältnissen sind, die sie nicht verschuldet haben. Ein Drittel der Befragten erklärte, daß eins der Eltern oder beide dem Trunke ergeben waren. Eine der weiblichen Gefangenen z. B. erklärt: Vater war ein starker Trinker, die Mutter trank ebenfalls; eine andre: Vater und Mutter tranken, besonders die Mutter. Die befragten Gefangenen selbst erklären zum größten Teil, dem Trunke ergeben zu sein. Und wie sind sie selbst dazu gekommen? Durch das Beispiel der Eltern, durch Mangel an Mitteln infolge häufiger Arbeitslosigkeit usw. Die unregelmäßige Beschäftigung ist überhaupt vielfach die Ursache gewesen, daß die Betreffenden aus Not zum Verbrecher wurden. Ein andres Problem, das sich aus diesen Betrachtungen über den Werdegang der Verbrecher aufdrängt, ist das der Jugendfürsorge. Ueber die Hälfte der befragten Gefangenen hatten die Mutter oder den Vater, oder gar beide Eltern in der frühesten Jugend verloren. Der Vater hat sich um uns Kinder nicht kümmern können; ich bin ohne Aufsicht aufgewachsen; ich habe schon in ganz jungen Jahren verdienen müssen. — So und ähnlich lauten die Aussagen der Gefangenen. Eine weitgehende Gesetzgebung zum Schutze der jugendlichen Arbeitskräfte, verbunden mit einer gründlichen und humanen Fürsorge für elternlose Kinder, das sind die geeignetsten Mittel, große Teile der aufwachsenden Generation vom Wege des Verbrechens fernzuhalten. —

Frauen- und Kinderarbeit im englischen Bergbau. Das Ministerium des Innern veröffentlicht soeben einen Bericht über die Zahl der beschäftigten Bergleute, Kohlenproduktion, die Unfälle im Bergbau usw. im Jahre 1907. Danach betrug die Zahl der im Bergbau und in Steinbrüchen (von mehr als 20 Fuß Tiefe) beschäftigten Arbeiter 1 060 034, eine Zunahme gegen 1906 von 59 644 im Bergbau, eine Abnahme von 3702 in Steinbrüchen. Hiervon entfielen 940 618 oder 89 Prozent auf Kohlengruben. Der weitaus größte Teil von den letzteren, nämlich 758 000 oder mehr als 80 Prozent arbeiten unterirdisch, und hierunter befinden sich nicht weniger als 6000 Knaben im Alter von 13 bis 14 Jahren. Außerdem wurden 2665 Knaben unter 14 Jahren sowie 5650 Frauen gezählt, die über Tage beschäftigt werden. Die Gesamtzahl der im Kohlenbergbau beschäftigten Knaben und Jugendlichen betrug 64 563; diese verteilen sich wie folgt: Unterirdisch werden beschäftigt: Knaben von 13 bis 14 Jahren 5989, Jugendliche von 14 bis 16 Jahren 41 750; oberirdisch: Knaben von 12 bis 14 Jahren 2665, Jugendliche von 14 bis 16 Jahren 14 139. Die Zahl der Unfälle in Bergwerken und Steinbrüchen mit tödlichem Ausgang betrug 1283 mit 1368 Toten. Hieran sind die Kohlengruben mit 1195 Unfällen mit 1279 Toten beteiligt. —

Provinz und Umgegend.

Benneckenbeck, 22. Juni. (Gemeindevertreterwahl) findet am Mittwoch 24. Juni, abends 8 Uhr, bei der Witwe Hoppe statt. Die Wahl des Genossen Schlee wurde für ungültig erklärt, weil Genosse Schlee kein Besitzer sein soll. Da die Ungültigkeitserklärung haltlos ist, empfehlen wir, daß sich die Wähler der dritten Klasse pünktlich einstellen und ihre Stimme wieder für den Maurer Wilhelm Schlee abgeben. —

Aschersleben, 22. Juni. (Resultat der Gewerbegerichtswahlen.) Es wurden gewählt: Arbeitnehmer: Bergarbeiter: Andreas Höpfner, Karl Siemenroth. Baugewerbe: Zimmermann Louis Kohlhaupt. Textil- und Lederindustrie: Tuchmacher Friedrich Gelbke. Bekleidungsindustrie: Schneider Hermann Brandt. Verschiedene Berufe: Maschinist Gustav Kennecke. — Arbeitgeber: Bergarbeiter und chemische Industrie: Direktor Albrecht und Stadtverordneter G. Kuntze. Eisen- und Metallindustrie: O. Funke. Papierwarenindustrie: O. Bestehorn. Bekleidungsindustrie: Schneidermeister Otto Hagemann. Verschiedene Berufe: Kaufmann Adolf Nottrodt. Die gesamte Wahl erstreckte sich auf vier Tage. Die Beteiligung war eine geringe. Die Frage der Abänderung des Gewerbegerichtsstatuts ist als aktuell anzusehen. Das System der Gruppenwahlen ist veraltet. In der Praxis hat sich gezeigt, daß die Beisitzer auch über Streitsachen andrer Berufsgruppen mitzuwirken hatten. Berufstechnische Fragen sind zum größten Teile bei den Klagen nicht der springende Punkt gewesen. Die Wahl der Beisitzer sollte im allgemeinen vollzogen werden. Hoffentlich nimmt die Behörde baldigst Veranlassung, dieser Frage näher zu treten. —

— (Ein Zeichen der Zeit.) Der Seelsorger der St.-Margareten-Gemeinde hat die Entdeckung gemacht, daß es für das Seelenheil seiner Gemeindeglieder vonnöten sei, sich in dem Glaubensbekenntnis zu befestigen. Um dies zu bewirken, soll dieses Thema künftig mehr in der Predigt behandelt werden. Am nächsten Sonntag soll damit der Anfang gemacht werden. Im Anschluß hieran findet Kindergottesdienst statt. Für diese Veranstaltung ist der Geistliche wegen des am selben Tage stattfindenden Turnerfestes sehr besorgt. Er ermahnt seine Gläubigen deshab öffentlich in der Tageszeitung, sich durch das Turnerfest vom Kirchenbesuch nicht abhalten zu lassen. Es muß ihn allerdings schmerzlich berühren, wenn selbst ein so harmloses Vergnügen imstande ist, der Kirche Konkurrenz zu machen. —

— (Zum Turnerfest) hat ein begeisterter Patriot, Gustav Bode, den Pegasus bestiegen. In seinem Poem versteigt er sich zu folgendem Erguß: „Stählt eure Kraft, stählt euern deutschen Sinn, Was dem entgegen — das zerbricht in Scherben.“ Hoffentlich erhält der Dichter keine Anklage wegen Aufreizung verschiedener Bevölkerungsklassen gegeneinander. —

Wahlkreis Wanzleben, 22. Juni. (Dampferfahrt.) Das ursprüngliche Programm für die Dampferfahrt und das Sommernachtsfest hat einige Abänderungen erfahren, die in dem Inserat in der Dienstagnummer berücksichtigt wurden. Die Genossen werden gebeten, das Inserat zu beachten. —

Wernigerode, 22. Juni. (Das Intelligenzblatt) tischt seinen Lesern in einem Bericht aus Langelsheim die Nachricht auf, daß die Firma Harzer Pflastersteinbetriebe sämtliche organisierten Arbeiter entlassen hätte, weil diese sich weigerten, aus dem Verband auszutreten, trotzdem die Firma die Stundenlöhne von 35 auf 40 Pfg. erhöhen wolle. Die Firma soll nun den Betrieb mit ausländischen Arbeitern aufrechterhalten. Das letztere trifft nicht zu und sind unsre Informationen, die wir in dieser Angelegenheit eingezogen haben, richtig, so ist in den Harzer Pflastersteinbrüchen und Schotterwerken bei Langelsheim ebensowenig Hoffnung auf das Eintreffen fremder

---

— — Vom Neubau gegenüber sah ein Mann zu und lachte. Und so sehr der „Onkel“ auch bei der Sache war, — als er aufblickte, sah er das Lachen doch und ärgerte sich.

Was hatte der zu lachen? Lachte er etwa über ihn? Ueber ihn — hm . . . Der Mann der Ordnung begriff: — es war doch eigentlich nicht schicklich, Murmel zu spielen . . .

Aber was ging das den an? Was hatte er zu lachen? Was hatte er überhaupt da zu stehen?

Er maß den Mann mit einem giftigen Blick.

Der stand seelenvergnügt, als sei nichts vorgefallen, da, sah bald auf den „Onkel“, bald auf den Bau, ging einige Schritte auf und ab und kam dann wieder an seinen Standort zurück.

Der „Onkel“ dachte nach.

Einer, der am Werktag, wenn alle arbeiten, auf der Straße steht und harmlose Menschen angafft und über . . . über königliche Beamte lacht und vor Langeweile nicht weiß, was zu tun — das war entschieden ein verdächtiger Mensch! Was wollte er? Was schaute er so nach allen Seiten aus? Was suchte er hier beim Bau?

Und plötzlich ging dem Hüter der Ordnung ein Licht auf.

Beim Bau?! Ha — ha — ha! Wie er bloß nicht schon früher darauf gekommen! Da drüben streikten sie ja!

Er richtete sich stramm auf, in seine Gestalt kam Leben.

Ha — ha — ha! Famos! Wunderbar! Kein Zweifel mehr: — ein Streikposten!

Er ging klirrend über die Straße. Der Helm blitzte. Der Säbel wippte . . .

Natürlich! Schon wie er aussah! Das Kinn voller Bartstoppeln, spitzige Augen, eingefallene Wangen, — natürlich einer von denen!

Der Fremde beobachtete gerade die Zimmerleute, die einen Balken aufwenden. Da trat der „Onkel“ auf ihn zu.

„Was machen Sie hier?“ herrschte er ihn an.

„Ich?“ — der Mann sicherte — „ich suche einen zum Murmel spielen.“

Der „Onkel“ schäumte.

So ein Frechdachs! „Murmelspielen“, sagte er. Dem wollte er's zeigen.

„Ich fordere Sie auf, weiterzugehen!“ knirschte er.

Der Mann lachte.

„Störe ich Sie etwa? Ich störe Sie nicht. Ich störe niemand. Und die Straße ist breit.“

„Ich fordere Sie nochmals auf, weiterzugehen!“ klang es zurück.

Und wieder lachte der Mann. So ganz unverschämt gemütlich.

„Tja, denn wollen wir man . . . Tja, denn adieu!“

Er tat einige Schritte und blieb stehen.

„Eigentlich ist es schade,“ sagte er, „wirklich schade . . . Sie gefallen mir“ — um seine Mundwinkel zuckte es wie Lachen — „Sie sind ein . . . ein so netter Mann . . .“

Im nächsten Augenblick bog er um die Ecke und war verschwunden. —

Willi geht zur Schule.

Von Anna Hacks.

Seit dem 23. April besucht Willi die Volksschule. Er ist fünf und ein halbes Jahr. Seine Mutter, die ihre Kinder zu lieb hat, um sie ohne Not fremden Händen anzuvertrauen, auch wohl Ansteckungsgefahr für ihre Kleinen fürchtet, schickte ihn nie in eine Kinderbewahranstalt. So konnte er also weder Sprüchlein noch Gesang. Die Mutter hatte es stets von berufener Seite gehört, sie hatte es in Zeitungen und Zeitschriften gelesen: Nur die Kleinen nicht entwöhnen. Je weniger können sie mit zur Schule bringen, desto besser ist es für Schüler und Lehrer. Sie glaubte nicht den Frauen, die ihr sagten, ein Kind mit Vorkenntnissen könne besser in der Schule weg. Nun, Willis Köpfchen war mit Wissen nicht beschwert und sein Geist ein noch unbeschriebenes Blatt. Ein Genie war er auch nicht, aber seine Mutter wußte, daß er artig und folgsam sein werde, und das schien ihr die Hauptsache.

Hören wir nun, wie es ihm erging.

Ein wenig blaß, aber sehr stolz kam er am ersten Tage nach Hause, von der ängstlich wartenden Mutter mit Fragen bestürmt.

„Ja, es war sehr nett. Ein Kind hat geschrien. Auf dem Hofe haben sich zwei Jungen gehauen. Wir haben auch Hausarbeit auf,“ und triumphierend zeigte er auf der neuen Tafel das von der Lehrerin Vorgeschriebene.

„Habt Ihr in der Schule denn auch geübt?“

„Nein, unser Fräulein hat uns bloß was erzählt.“

Nach dem Kaffee machte er sich an die Arbeit. Das Händchen, das kaum je einen Griffel gehalten, war natürlich sehr ungeschickt. Willi konnte es absolut nicht begreifen, wie man innerhalb der vier Linien überhaupt einen Buchstaben machen konnte. Tiefernst saß der kleine Kerl über seine Tafel gebeugt, krampfhaft faßte er den Griffel und machte die tollsten Striche. Die Mutter führte ihm die Hand, sie munterte ihn auf, als das Händchen müde wurde; dazu schrie das Kleinste und die beiden Schwestern tobten im Zimmer herum. Aber die Mutter hörte nichts. Ueber eine Stunde saß Willi nun schon da und die Seite war immer noch nicht voll. Der Schweiß stand ihr auf der Stirn. Sie sah betrübt auf die krummen Striche, welche die Tafel bedeckten. Er selber aber rief mit begreiflichem Stolz: „Schön, nicht wahr, Mama?“

Andern Tags kam er geladen mit Neuigkeiten heim.

„Zwei Kinder haben ein Bildchen von Fräulein gekriegt.“

„Die waren wohl sehr brav?“

„O nein, die eine hat sogar in der Ecke stehen müssen, weil sie ungezogen war, aber sie konnten was Schönes aufsagen, so was von Himmel und Erde.“

„Im Anfang schuf Gott Himmel und Erde?“ fragte die Mutter.

„Ja ja, nickte er freudig, „wir alle lernen das jetzt.“

„Hast Du wieder eine Arbeit zu machen?“ fragte sie ängstlich.

„O ja, die ganze Seite voll.“

„Habt Ihr auch in der Schule geschrieben?“

„Ja, ein bißchen,“ antwortete er.

Nach acht Tagen mußte Willi zu Hause „eis“ schreiben und auf der andern Seite „1 und 2“. Diesmal weinte er, weil er zu müde wurde und ihm die 2 gar nicht gelingen wollte. Dafür konnte er aber die Schöpfungsgeschichte bis zum vierten Tage aufsagen. Auch hatte er seiner Mutter mitgeteilt, daß Gott aus Erde einen menschlichen Leib bildete und ihm eine unsterbliche Seele einhauchte. Er brachte mühsam und stotternd die ihm unbekannten Worte heraus, wollte aber absolut wissen, was eine unsterbliche Seele sei. Die Mutter quälte sich vergebens, es ihm zu sagen.

Von nun an kam alle zwei Tage eine neues Wort an die Reihe. Immer neue Formen, neue Begriffe, die auseinanderzuhalten Willi sehr schwer fiel. Geduldig malte er mit kleinen, steifen Fingern die Buchstaben, geduldig stand seine Mutter hinter ihm, jeden Strich erklärend, jeden Laut immer wieder vorsagend. Allein brachte er einfach kein ordentliches Wort zustande. Sie merkte es ja, daß er vorwärts kam, allmählich immer mehr und mehr begriff, aber welche Mühe kostete es sie auch!

„Heute mußten drei Kinder nachsitzen, sie hatten die Hausarbeit nicht gemacht. Hör mal, Mutter, können Schlangen sprechen? Wie setzt man Feindschaft? Darf man Tieren den Kopf zertreten?“

sich bis an den Horizont ausbreitete, unter dem weiten fahlen Himmel, von dem der Regen unaufhörlich niederrieselte. Die Toten waren nicht in Haufen beisammen. Alle Preußen mußten bereits begraben worden sein, denn es war nicht einer von ihnen da unter den zerstreuten Leichnamen der Franzosen, die längs der Straßen in den Stoppelfeldern und Hohlwegen lagen, wie's der Zufall des Kampfes gerade gewollt hatte. Der erste, auf den sie an einer Hecke stießen, war ein Sergeant, ein prächtiger Mensch, jung und kräftig, der mit ruhigem Gesicht und halbgeöffneten Lippen zu lächeln schien. Aber hundert Schritte weiter sahen sie quer auf der Straße einen andern, gräßlich verstümmelt, dem der Kopf halb weggerissen worden war, und der die Schultern mit Gehirnspritzern bedeckt hatte. Dann nach den vereinzelten Leichen kamen kleine Gruppen; sie sahen ihrer sieben hintereinander, auf der Erde kniend und das Gewehr an der Schulter, die, wie sie schossen, getroffen worden waren; vor ihnen wieder war ein Unteroffizier in befehlender Haltung gefallen. Die Straße ging dann längs einer schmalen Schlucht; und hier erfaßte sie das Grauen von neuem angesichts dieser Grube, in die eine ganze Kompanie unter den Kartätschen hineingestürzt zu sein schien: Leichname füllten sie bis an den Rand; das war ein Stürzen und Purzeln von Menschen, die zerschlagen und ineinander verknotet mit verrenkten Händen die gelbe Erde zerkratzt hatten, ohne sich festhalten zu können.

Eine schwarze Schar von Raben flog krächzend davon; und schon summten Fliegenschwärme über den Leichen und kamen zu Tausenden immer wieder hartnäckig zurück, um das frische Blut der Wunden zu trinken.

„Wo ist's denn?" wiederholte Sylvine.

Sie schritten dann einem bebauten Lande entlang, das ganz mit Tornistern bedeckt war. Irgendein Regiment mußte sich derselben in allzu großer Bedrängnis, in einem Anfall von Panik hier entledigt haben. Die Ueberreste, mit denen der Boden besät war, ließen die Vorfälle des Kampfes erraten. In einem Rübenfelde lagen zerstreute Käppis umher, gleich breiten Klatschrosen; Uniformfetzen, Epauletten, Gürtel erzählten von einem wilden Zusammenstoß, einem jener wenigen Handgemenge, die in dem furchtbaren zwölfstündigen Artillerieduell stattgefunden hatten. Aber worüber man bei jedem Schritt stolperte, das waren besonders die Ueberbleibsel an Waffen, Säbeln, Bajonetten, Gewehren in so großer Zahl, daß sie wie aus der Erde gewachsen schienen, eine an einem grauenvollen Tage hervorgesprossene Ernte. Näpfe und Feldflaschen und alles, was aus den geplatzten Tornistern herausgefallen war, bedeckten die Wege. Und über alle Gefilde, die nun einander folgten, war eine ungeheure Verheerung gebreitet: die Zäune herausgerissen, die Bäume wie bei einer Feuersbrunst verkohlt, der Boden selbst von den Granaten aufgewühlt, von dem Sturmlauf der Massen zerstampft und zusammengetreten, so verwüstet, als müßte er für immer unfruchtbar bleiben. Der Regen hüllte alles in seine blei-

er sich, es dem Burschen anzuzeigen; dann kehrte er plötzlich um und rief wie gegen seinen eignen Willen:

„Da, hier ist eins, das macht fünf Sous mehr für Dich!"

Als Sylvine sich dem Gehöft näherte, bemerkte sie andre Bauern, die im Begriff waren, mit Spaten lange Gräben aufzuwerfen. Dieselben standen unter dem unmittelbaren Befehl preußischer Offiziere, die, mit einer einfachen Gerte in der Hand, steif und stumm die Arbeit überwachten. Man hatte so die Bewohner der Dörfer requiriert, um die Toten zu beerdigen, aus Furcht, daß das regnerische Wetter die Zersetzung beschleunigen könnte. Zwei Karren mit Leichen waren da; die Fuhrleute luden sie ab und legten sie rasch nebeneinander, in dichter Reihe hin, ohne sie zu durchsuchen oder auch nur ihr Gesicht anzusehen; ihnen folgten zwei mit großen Schaufeln ausgerüstete Männer, welche die Reihe mit einer so dünnen Erdschicht bedeckten, daß unter den Regengüssen der Boden bereits Risse bekommen hatte. In kaum vierzehn Tagen mußte aus all diesen Spalten die Pest hervorschnauben, so überhastet war diese Arbeit. Und Sylvine konnte sich nicht enthalten, am Rande der Grube stehenzubleiben und die armen Toten, wie man sie brachte, prüfend anzusehen. Sie bebte in schrecklicher Furcht bei dem Gedanken, daß sie in jedem blutigen Gesicht Honoree erkennen würde. War es nicht dieser Unglückselige, dem das linke Auge fehlte? Oder jener vielleicht mit den zerschmetterten Kiefern? Wenn sie ihn nicht bald auf der weiten, endlosen Hochfläche entdeckte, würde man ihr ihn gewiß nehmen und im Haufen mit den andern begraben.

Sie lief denn auch, um Prosper zu erreichen, der mit dem Esel bis zum Tore des Gehöfts gegangen war.

„Mein Gott, wo ist es denn? . . . Fragt doch, fragt!"

In dem Gehöft waren nur Preußen in Gesellschaft einer Magd und ihres Kindes, die aus dem Walde, wo sie der Hunger und der Durst beinahe umgebracht hatte, zurückgekehrt waren. Es war das ein Winkel voll patriarchalischer Gemütlichkeit und ehrbarer Ruhe nach den Mühen der letzten Tage. Soldaten putzten sorgsam ihre Uniformen, die sie an Wäscheleinen aufgehängt hatten. Ein andrer hatte eben seiner Hose geschickt einen Flicken aufgesetzt, während der Koch des Postens in der Mitte des Hofes ein großes Feuer angezündet hatte, über dem die Suppe in einem mächtigen Kessel kochte, dem ein guter Geruch von Kohl und Speck entströmte. Die Eroberer richteten sich bereits gemächlich und mit vollendeter Mannszucht ein. Man hätte sie für Bürgersleute halten mögen, die heimgekehrt waren und ihre langen Pfeifen rauchten. Auf einer Bank bei der Tür hatte ein dicker roter Mensch das Kind der Magd auf den Arm genommen, ein Kerlchen von fünf oder sechs Jahren; er ließ es reiten, sagte ihm auf deutsch zärtliche Worte und es belustigte ihn höchlich, zu sehen, wie der Knabe über diese fremde Sprache mit den rauhen Silben lachte, die er nicht verstand.

Prosper kehrte dem Gehöft aus Furcht vor irgendeinem neuen Mißgeschick sogleich den Rücken. Aber diese Preußen waren entschieden

brave Leute. Sie lächelten dem kleinen Esel zu und ließen sich nicht einmal stören, um nach dem Passierschein zu fragen.

Das war nun eine tolle Fahrt. Zwischen zwei Wolken erschien die Sonne einen Augenblick schon tief am Horizont.

Sollte die Nacht hereinbrechen und sie auf dieser unendlichen Leichenstätte überraschen? Ein neuer Regenschauer verhüllte die Sonne; es blieb rings um sie nur das grenzenlose Grau des Regens, ein Wasserstaub, in dem alles, die Straßen, die Felder und die Bäume verschwammen. Prosper kannte sich nicht mehr aus, er fand sich nicht zurecht und gestand es. Hinter ihnen trabte der Esel immerzu gesenkten Kopfes und zog den Karren mit dem ergebungsvollen Schritt eines folgsamen Tieres. Sie stiegen nach Norden empor und kamen gegen Sedan zurück. Die Richtung ging ihnen vollständig verloren, sie schwenkten zweimal vom Wege ab, da sie bemerkten, daß sie an denselben Stellen vorbeizogen. Die drehten sich offenbar im Kreise herum und zuletzt blieben sie verzweifelt und erschöpft an der Kreuzung dreier Straßen stehen, vom Regen gepeitscht und außerstande, noch weiter zu suchen.

Da wurden sie von klagenden Rufen überrascht, sie schritten auf ein vereinzelt stehendes Haus zu ihrer Linken zu und fanden dort im Hintergrund einer Stube zwei Verwundete. Alle Türen standen offen; und seit zwei Tagen hatten die Armen, die vor Fieber zitterten und nicht einmal verbunden waren, niemand, keine lebende Seele gesehen.

Vor allem quälte sie der Durst inmitten des niederrieselnden Regens, der an die Fenster klatschte. Sie konnten sich nicht rühren und stießen sofort den Schrei: „Trinken, trinken!" aus, jenen von schmerzlicher Gier erfüllten Schrei, mit dem die Verwundeten die Vorbeikommenden bei dem geringsten Geräusch von Schritten, das sie aus ihrer Schlafsucht reißt, verfolgen.

Als Sylvine ihnen Wasser gebracht hatte, sah Prosper, der in dem am schlimmsten zugerichteten einen Kameraden, einen Chasseur d'Afrique seines Regiments, erkannt hatte, daß sie nicht weit von dem Platze sein konnten, wo die Division Margueritte attackiert hatte. Der Verwundete erklärte schließlich mit einer unklaren Gebärde:

„Ja, dort war's, man mußte über ein großes Kleefeld und sich dann links wenden."

Sylvine wollte mit dieser Auskunft sofort aufbrechen. Sie hatte soeben die Leute eines vorbeifahrenden Wagens herbeigerufen, der die Toten aufnahm, damit sie den beiden Verwundeten Beistand leisteten; und schon hatte sie die Zügel des Esels ergriffen und zog ihn über die schlüpfrigen Felder, in der Hast, dort hinüber auf die andre Seite des Kleefeldes zu gelangen.

Prosper hielt sie plötzlich zurück.

„Es muß hier sein. Da, rechts, die drei Bäume . . . Seht Ihr die Räderspuren? Dort, der zerbrochene Protzkasten . . . Wir haben die Stelle gefunden."

widern; das waren die neuen Weisungen. Uebrigens wurde ihr Rückweg dadurch um zwei Kilometer abgekürzt, und vor Müdigkeit gebrochen, waren sie ganz glücklich darüber.

In Sedan wurde ihr Weg seltsam gehindert. Kaum daß sie die Festungswerke durchschritten hatten, umgab sie ein Gestank, und eine Schichte von Dünger stieg ihnen bis zu den Knien empor. Das war die versudelte Stadt, eine Kloake, wo der Unrat und die Ausleerungen von hunderttausend Menschen sich anhäuften. Abfälle aller Art hatten das Streulager der Leute in eine dicke Masse verwandelt, Stroh und Heu, das durch den Mist der Tiere in Fäulnis geraten war. Und besonders vergifteten die Leiber der mitten auf den Plätzen erschlagenen und zerstückten Pferde die Luft. Die Eingeweide verwesten in der Sonne, die Köpfe und die Knochen lagen, von Fliegen wimmelnd, auf dem Pflaster umher. Sicherlich würde die Pest kommen, wenn man sich nicht beeilte, diese Schicht furchtbaren Unflats, die in der Ménilgasse, in der Maquastraße und selbst auf dem Turenneplatz bis zu zwanzig Zentimeter Höhe erreichte, in die Kanäle zu kehren. Weiße Anschlagzettel, welche die preußische Obrigkeit hatte ankleben lassen, boten übrigens für den nächsten Tag die Einwohner auf und befahlen allen, wer sie auch wären, — Arbeiter, Handelsleute, Bürger, Beamte — mit Besen und Schaufeln bewaffnet ans Werk zu gehen, unter Androhung der strengsten Strafen, wenn die Stadt nicht bis abends gereinigt wäre; und schon konnte man vor seiner Tür den Vorsitzenden des Gerichtshofes sehen, wie er das Pflaster abkratzte und den Schmutz mit einer Kohlenschaufel auf einen Schubkarren warf.

Sylvine und Prosper, welche die Hauptstraße gewählt hatten, konnten in diesem stinkenden Kote nur langsamen Schrittes vorwärts kommen. Ueberdies erfüllte eine Unruhe die Stadt, die ihnen jede Minute den Weg versperrte. Es war das der Augenblick, da die Preußen die Häuser durchsuchten, um die Soldaten, die sich versteckt hatten und sich nicht ergeben wollten, herauszutreiben. Tags zuvor, als gegen zwei Uhr General Wimpffen vom Schloß Bellevue zurückgekehrt war, nachdem er daselbst die Uebergabe unterzeichnet hatte, war sofort das Gerücht umgelaufen, daß die gefangene Armee auf der Halbinsel von Iges so lange eingeschlossen werden sollte, bis man Bedeckungszüge gebildet hätte, um sie nach Deutschland zu führen. Einige wenige Offiziere gedachten von der Klausel Gebrauch zu machen, nach der sie unter der Bedingung frei blieben, daß sie sich schriftlich verpflichteten, nicht mehr zu dienen. Nur ein einziger General, hieß es, der General Bourgain-Desfeuilles, hatte, seinen Rheumatismus vorschützend, diese Verpflichtung unterzeichnet; und am Morgen hatten höhnische Rufe seine Abfahrt begrüßt, als er vor dem Hotel zum goldenen Kreuz in den Wagen stieg. Seit dem Tagesgrauen wurde die Entwaffnung vorgenommen; die Soldaten mußten auf dem Turenneplatz defilieren, und jeder mußte seine Waffen, Gewehr und Bajonett auf den Haufen werfen, der, einer eisernen Ruine gleich, in einer Ecke des Platzes anwuchs.

farbene Nässe ein; ein hartnäckiger Geruch stieg empor, jener Geruch der Schlachtfelder nach faulendem Stroh und verbranntem Tuch, nach einem Gemisch von Moder und Pulver.

Sylvine, vom Anblick dieser Totenfelder ermattet, durch die sie bereits meilenweit gegangen zu sein glaubte, sah mit wachsender Angst rings umher.

„Wo ist's? Wo ist's denn?"

Aber Prosper antwortete nicht; er wurde unruhig. Was ihn noch mehr als die Leichen der Kameraden erschütterte, das waren die Pferdeleiber, die armen, auf der Flanke liegenden Pferde, die man in großer Zahl traf. Es waren darunter wahrhaft jammervolle Tiere in schrecklichen Stellungen, mit abgerissenem Kopfe und klaffenden Seiten, aus denen die Eingeweide hervorquollen. Viele lagen auf dem Rücken mit ungeheurem Bauche und streckten ihre vier steifgewordenen Beine in die Luft, gleich den Stangen eines Notsignals. Die endlose Ebene war von ihnen ganz höckerig. Einige unter ihnen waren nach zweitägigem Todeskampfe noch nicht verendet; und diese erhoben bei dem geringsten Geräusch ihren schmerzenden Kopf, drehten ihn schwankend nach rechts und nach links und ließen ihn dann wieder sinken; andre wieder stießen unbeweglich von Zeit zu Zeit einen lauten Schrei aus, jene eigentümliche, so furchtbar schmerzliche Klage der sterbenden Pferde, daß die Luft davon erzitterte. Und Prosper dachte mit blutendem Herzen an Zephir, den er hier vielleicht wiedersehen würde.

Plötzlich fühlte er, wie der Boden unter dem Galopp einer wütenden Attacke erbebte. Er wandte sich und hatte nur gerade Zeit, seiner Gefährtin zuzurufen:

„Die Pferde, die Pferde! . . . Werft Euch hinter diese Mauer!"

Von der Höhe eines nahen Abhangs stürmten an hundert reiterlose Pferde, von denen einige noch das ganze Gepäck trugen, und wälzten sich in höllischem Ungestüm gegen sie. Das waren die verlornen Tiere, die auf dem Schlachtfeld geblieben waren und sich so, ihrem angebornen Triebe folgend, zu einer Schar vereinigten.

Seit vorgestern ohne Heu und ohne Hafer, hatten sie das wenige Gras glatt abgeweidet, die Hecken angefressen und die Rinde der Bäume abgenagt. Und sobald ihnen der Hunger wie mit Sporen den Bauch zerstach, liefen sie alle zusammen in tollem Galopp davon, rannten sie wie zur Attacke über das leere und stumme Gefilde, zertraten sie die Toten und gaben sie den Verwundeten den Rest.

Der Schwall kam näher, und Sylvine hatte gerade noch Zeit, den Karren hinter die niedrige Mauer zu ziehen.

„Mein Gott, sie werden alles zerstampfen!"

Aber die Pferde hatten das Hindernis übersprungen — ein Donnerrollen — und schon sprengten sie auf der andern Seite davon; sie stürzten sich in einen Hohlweg und jagten bis zur Ecke eines Gehölzes, hinter dem sie verschwanden.

Nachdem Sylvine den Esel auf den Weg zurückgebracht hatte, verlangte sie, daß Prosper ihr antworte.

„Nun, wo ist's denn?"

Er stand da und ließ seine Blicke über den ganzen Horizont schweifen.

„Es waren drei Bäume dort, ich muß diese drei Bäume finden . . . Straf mich Gott, man sieht nicht sehr deutlich, wenn man sich schlägt, und es ist gar nicht leicht, nachher zu wissen, welchen Weg man genommen hat."

Da bemerkte er Leute zur Linken, zwei Männer und ein Weib, und ihm fiel ein, sie zu befragen. Aber wie er sich näherte, floh das Weib, und die Männer wiesen ihn mit drohenden Gebärden zurück; und er sah noch andre, alle wichen ihm aus und schlugen sich ins Gestrüpp gleich schleichenden, tückischen Tieren, schmutzig gekleidet, von scheußlicher Unsauberkeit, mit verdächtigen Banditengesichtern. Da bemerkte er, daß die Toten hinter dieser ekeln Sippschaft keine Schuhe mehr hatten und die Füße nackt und bleich ausstreckten, und er begriff, daß dies die Strolche seien, die den deutschen Armeen nachzogen, Leichenschänder, beutegieriges Gesindel, das im Gefolge der Invasion die Schlachtfelder ausraubte. Vor ihm lief eiligst ein langer magerer Mensch davon, der die Schultern mit einem Sack beladen hatte und in dessen Taschen die gestohlenen Uhren und Silberstücke klimperten.

Ein dreizehn- bis vierzehnjähriger Knabe ließ Prosper gleichwohl herankommen, und als dieser ihn als Franzosen erkannte und mit Schmähworten überhäufte, protestierte der Junge.

Warum denn? Dürfte man denn nicht mehr sein Leben herausschlagen? Er las die Chassepots auf, und für jedes Chassepotgewehr, das er fand, bekam er fünf Sous. Am Morgen war er aus seinem Dorfe durchgebrannt, und seit gestern, mit hungrigem Magen, hatte er sich von einem luxemburgischen Unternehmer anwerben lassen, der mit den Preußen wegen dieser Flintenernte auf dem Schlachtfeld einen Vertrag abgeschlossen hatte.

Die letzteren befürchteten in der Tat, daß die Waffen von den Bauern an der Grenze aufgehoben und nach Belgien gebracht würden, um dann nach Frankreich zurückzukehren. Und ein ganzer Schwarm armer Teufel war nun da auf der Flintenjagd, um die fünf Sous zu verdienen, und durchsuchte das Gras, gleich den Weibern, die gebückt in den Wiesen umhergehen, um Löwenzahn zu sammeln.

„Miserables Geschäft das!" brummte Prosper.

„Freilich! Aber man muß doch essen," antwortete der Knabe. „Ich stehle niemand was."

Da er nicht aus der Gegend war und keine Auskunft geben konnte, begnügte er sich, mit der Hand auf ein kleines Gehöft zu weisen, wo er Leute gesehen hatte.

Prosper dankte ihm und ging, um Sylvine einzuholen, als er ein halb in einer Furche vergrabenes Chassepotgewehr bemerkte; zuerst hütete

Bebend hatte sich Sylvine vorwärts gestürzt und sie sah zwei Toten, zwei am Straßenrande gefallenen Artilleristen, ins Gesicht.

„Aber er ist nicht hier! Er ist nicht hier . . . Ihr werdet schlecht gesehen haben . . . Es wird nur so ein Gedanke gewesen sein, eine irrige Idee, die Eure Augen getäuscht hat!"

Allmählich bemächtigte sich ihrer eine tolle Hoffnung, eine wahnsinnige Freude.

„Wenn Ihr Euch getäuscht hättet, wenn er lebte! Und gewiß, er lebt, er ist ja nicht hier!"

Mit einem Male stieß sie einen dumpfen Schrei aus. Sie hatte sich umgewendet und befand sich auf dem Platze der Batterie selbst. Es war grauenvoll: der Boden wie von einem Erdbeben zerwühlt, überall Trümmer und nach allen Richtungen hingestürzte Tote in furchtbaren Stellungen, mit verrenkten Armen, gekrümmten Beinen, nach hinten geschleudertem Kopf, dessen weit geöffneter Mund mit den weißen Zähnen zu heulen schien. Ein Oberkanonier lag da, der beide Hände in entsetzlichem Krampf über die Augen haltend gestorben war, um nichts zu sehen. Goldstücke, die ein Leutnant in seinem Gurte trug, waren mit dessen Blute herausgerieselt und lagen zerstreut inmitten der Eingeweide. Das „Paar", Adolf, der Fahrer, und der Richtkanonier Louis, war mit aus den Höhlen herausgetretenen Augen in wilder Umarmung aufeinander liegengeblieben, vereint bis in den Tod. Und da war endlich Honoree, auf seinem lahmen Geschütz ausgestreckt wie auf einem Paradebett, mit zerschmetterter Seite und Schulter, das Antlitz unversehrt und schön in seinem Zorn, immerzu dort hinüber gegen die preußischen Batterien blickend.

„O mein Geliebter," schluchzte Sylvine, „mein Geliebter!"

Und sie fiel im Uebermaß wahnsinnigen Schmerzes auf der durchnäßten Erde mit gerungenen Händen auf ihre Knie nieder. Dieses Wort „Geliebter", das sie einzig fand, bedeutete die ganze zärtliche Hingebung, die sie da verloren hatte, diesen guten Menschen, der ihr verziehen, der eingewilligt hatte, sie trotz allem zu seinem Weibe zu machen. Das war jetzt das Ende ihrer Hoffnung, von nun an gab es kein Leben mehr für sie. Niemals hatte sie einen andern geliebt, und nur ihn würde sie immer lieben. Der Regen hörte auf; eine Schar von Raben, die krächzend über den drei Bäumen umherflog, machte sie gleich einer Drohung besorgt.

Wollte man ihr ihn nehmen, diesen teuern Toten, den sie so mühselig wiedergefunden hatte? Sie schleppte sich auf ihren Knien hin und verjagte mit zitternder Hand die gierigen Fliegen, die über den beiden Augen, deren Blick sie noch suchte, summend schwirrten.

Doch da bemerkte sie zwischen den zusammengekrampften Fingern Honorees ein blutbeflecktes Papier. Sie beunruhigte sich darüber und bemühte sich, dieses Papier durch sachtes Zerren zu erlangen. Der Tote wollte es nicht herausgeben, er hielt es so fest, daß sie es ihm nur in Stücken entrissen hätte. Es war der Brief, den sie ihm geschrieben, der

Brief, den er unter dem Hemd am bloßen Leibe getragen hatte, und den er nun in einer letzten Todeszuckung an sich preßte. Und als sie den Brief erkannte, ward sie mitten in ihrem Schmerze von inniger Freude durchdrungen, ganz erschüttert, zu sehen, daß er mit dem Gedanken an sie gestorben war. Ach ja, gewiß, sie würde ihm den teuern Brief lassen, sie wollte ihn nicht zurück haben, da er so hartnäckig darauf bestand, ihn in die Erde mitzunehmen. Ein neuer Tränenstrom gewährte ihr Erleichterung, es waren jetzt laue, milde Tränen. Sie erhob sich, küßte ihm die Hände, sie küßte ihm die Stirn und immerzu wiederholte sie nur dieses eine Wort voll unsäglicher Zärtlichkeit:

„Mein Geliebter . . . Mein Geliebter!"

Indessen hatte sich die Sonne geneigt, und Prosper holte die Decke. Und alle beide hoben mit frommer Sachtheit den Körper Honorees empor und legten ihn auf die auf der Erde ausgebreitete Decke; dann, nachdem sie ihn eingehüllt, trugen sie ihn in den Karren. Der Regen drohte von neuem, und sie setzten sich mit dem Esel in Bewegung, ein kleiner, trauriger Zug über die verruchte Ebene dahin, als ein fernes Donnerrollen erscholl.

Prosper rief abermals:

„Die Pferde, die Pferde!"

Das war wieder eine Attacke der irrenden, ausgehungerten, herrenlosen Pferde. Sie kamen diesmal über ein weites flaches Stoppelfeld daher, in einer dichten Masse mit im Winde flatternden Mähnen und schaumbedeckten Nüstern; ein schräger Strahl der roten Sonne warf den rasend fliegenden Schatten ihres Laufes bis ans andre Ende der Hochfläche.

Sylvine hatte sich sogleich mit hocherhobenen Armen vor den Karren geworfen, wie um die Tiere mit einer Gebärde wütenden Entsetzens zurückzuhalten. Glücklicherweise schwenkten sie links ab, von einer abschüssigen Stelle des Geländes abgelenkt. Die Erde erzitterte, ihre Hufe wirbelten einen Regen von Kieselsteinen auf, einen Kartätschenhagel, der den Esel am Kopfe verwundete. Und sie verschwanden in einer Schlucht.

„Es ist der Hunger, der sie jagt," sagte Prosper. „Arme Tiere!"

Nachdem Sylvine das Ohr des Esels mit ihrem Taschentuch verbunden hatte, erfaßte sie wieder den Zügel. Und der kleine, traurige Zug schritt in entgegengesetzter Richtung über die Hochfläche, um die zwei Meilen, die sie von Remilly trennten, zurückzulegen. Bei jedem Schritte blieb Prosper stehen und betrachtete die toten Pferde, voll Wehmut darüber, daß er so von dannen gehen mußte, ohne Zephir wiedergesehen zu haben.

Ein wenig unterhalb des Garennewaldes, als sie sich nach links wandten, um den Weg einzuschlagen, den sie am Morgen gegangen waren, verlangte ein deutscher Posten ihren Passierschein. Und anstatt sie von Sedan fernzuhalten, befahl ihnen dieser Posten bei Strafe der Verhaftung, durch die Stadt zu fahren. Darauf gab es nichts zu er-

Arbeiter zu setzen, als hier bei der Firma Schmidt. Denn wir nehmen an, daß das Intelligenzblatt die hier sich im Streik befindenden Steinarbeiter mit seiner Meldung gruselig machen will. Es glaubt, wenn es schreibt: nicht weit von hier sind ausländische Steinarbeiter eingetroffen, könnten die Streikenden hier wankelmütig werden. Auch die weitere Meldung, die Langelsheimer Firma wolle die Stundenlöhne von 35 auf 40 Pfennig erhöhen, nur möchten die Arbeiter aus dem Verband austreten, ist nicht ganz richtig. Von einer Erhöhung der Löhne ist keine Rede, nur hindert die Firma die Arbeiter an der Ausübung ihres Koalitionsrechts, indem sie ihnen rundweg erklärte, entweder aus dem Verband auszutreten oder den Betrieb zu verlassen. Das letztere ist denn auch geschehen; die Arbeiter auch in Langelsheim und dem benachbarten Wolfshagen haben längst erkannt, daß, selbst wenn die Unternehmer das Versprechen gegeben hätten, beim Austritt aus der gewerkschaftlichen Organisation Lohnerhöhungen eintreten zu lassen, diese das Versprechen, wenn erst einmal der Rückhalt der Arbeiter, und das ist die Organisation, vernichtet ist, nicht zu halten brauchen und auch in den seltensten Fällen gehalten haben. Deshalb haben die Steinarbeiter von Langelsheim, als man ihnen die Ausübung ihrer gesetzlichen Rechte verwehrte, die Arbeit verlassen und sie werden auch ihre Rechte zu verteidigen wissen, ebenso wie die hiesigen Arbeiter. —

Gerichts-Zeitung.

Landgericht Magdeburg.

Sitzung vom 20. Juni 1908.

Mißhandlung. Der Arbeiter Friedrich Heinrichs von hier, geboren 1875, hat am 8. März d. J. gemeinschaftlich mit einem Genossen den Arbeiter Gramatke mißhandelt und erhielt deswegen vom Schöffengericht am 28. April zusätzlich 6 Wochen Gefängnis. Die Berufung des Angeklagten wurde verworfen.

Bestrafte Mutterliebe. Die verehelichte Magdalene Dombrowski geb. Minte von hier, geboren 1865, soll ihrem Sohne, der in Fürsorgeerziehung gebracht werden sollte, im Januar d. J. behilflich gewesen sein, zu entfliehen. Sie wurde schuldig befunden und zu 20 Mark Geldstrafe ev. 4 Tagen Gefängnis verurteilt. —

Beleidigung. Der Arbeiter Max Schulze zu Gommern, geboren 1884, beleidigte am 20. November 1907 einen Privatförster, der ihn auf dem Wege von Wahlitz nach dem Forsthaus Klus wegen unbefugten Frettierens anhielt, durch Redensarten und wurde deswegen mit 30 Mark Geldstrafe ev. 6 Tagen Gefängnis belegt. —

Wegen fortgesetzter öffentlicher verleumderischer Beleidigung des Oberamtmanns Kühne zu Wanzleben wurde der Privatförster Wilhelm Jahns zu Klötze, geboren 1861, vom Schöffengericht am 26. März d. J. zu 100 Mark Geldstrafe ev. 20 Tagen Gefängnis verurteilt; dem Beleidigten wurde auch die Publikationsbefugnis zugesprochen. In der Berufungsinstanz nahm der Angeklagte die aufgestellte beleidigende Behauptung zurück, worauf der Strafantrag zurückgezogen wurde und Einstellung des Verfahrens erfolgte. Die Gerichtskosten trägt der Angeklagte, die Anwaltskosten des Nebenklägers dieser selbst.

Diebstahl. Die Dienstmagd Josepha Byczyk zu Hötensleben, geboren 1889, stahl in der Nacht zum 16. April d. J. in der Kaserne drei Arbeiterinnen Kleidungsstücke und andre Sachen. Da Rückfalldiebstahl vorliegt, lautete das Urteil auf 3 Monate Gefängnis. —

Landgericht Halberstadt.

Sitzung vom 20. Juni 1908.

Fahrlässige Tötung. Der Steindrucker Heinrich Voit ist in der Papierwarenfabrik von Bestehorn in Aschersleben beschäftigt und hatte eine Steindruckpresse zu bedienen. Zu seiner Hilfeleistung waren ihm drei Mädchen zugeteilt, welche bei jedem Farbenwechsel die Maschine zu reinigen hatten, während sich der Angeklagte an den Steinen und Walzen beschäftigte, um die Maschine druckfertig zu machen. Die innere Reinigung der Maschine hatten die beiden älteren Mädchen zu besorgen, während die jüngere sich nur an den Außenteilen zu beschäftigen hatte. Während sich nun die Arbeiterinnen, die zur inneren Reinigung beauftragt waren, entfernten, um sich zu reinigen, kroch die Verunglückte in den inneren Raum der Maschine. Der Angeklagte, der nun annahm, daß sich niemand mehr in der Maschine befinden konnte, warf den Riemen auf und setzte sie in Bewegung. In diesem Augenblick hörte er einen Schrei, faßte in das Getriebe, um es zum Stillstand zu bringen, doch war das Unglück bereits geschehen, das Mädchen war zwischen Stein und Walzen zerquetscht. An den erhaltenen Verletzungen ist sie unmittelbar nach dem Unfall gestorben. Da der Angeklagte die nötige Aufmerksamkeit, entgegen den Bestimmungen der Unfall-Verhütungsvorschriften, außer acht ließ, mußte Verurteilung wegen fahrlässiger Tötung erfolgen. Das Urteil lautet auf 3 Wochen Gefängnis. In der Begründung wurde gesagt, daß die Strafe auf das mildeste gesetzt werden mußte, weil ein Teil der Schuld der Verunglückten zuzumessen sei. —

Wegen wissentlich falscher Anschuldigung ist der Molkereigehilfe Kurt Conrad aus Westerhausen angeklagt. Der Angeklagte, der auf der Molkerei Kroppenstedt beschäftigt war, hat bei der dortigen Polizeibehörde die Anzeige gemacht, der Molkereiverwalter Struck rahme die Milch ab und verkaufe sie als Vollmilch. Er habe dadurch einen Mehrgewinn von 18 000 Mark erzielt. Struck gibt an, er habe mittels zweier Eimer den auf die Milch gefallenen Schmutz abgenommen. Durch die Beweisaufnahme wurde festgestellt, daß der Angeklagte in gutem Glauben gehandelt habe, er mußte daher, weil keine wissentlich falsche Anschuldigung vorliegt, freigesprochen worden. —

Zahlreiche Diebstähle begingen der Dachdecker Emil Wille, vielfach vorbestraft, und dessen Bruder, der Dachdecker Richard Wille, bisher unbestraft, beide aus Aschersleben. Sie haben gemeinschaftlich, in den meisten Fällen ist jedoch Emil Wille der Täter, bei Ausführung von Dachdeckerarbeiten eine ganze Anzahl Gebrauchsgegenstände, wie Scheuerbürsten, Wagenräder, Creme, Putzextrakt, Säcke, Zeichen- und Schreibhefte, Notizbücher, Kontobücher und andre Schreibmaterialien, in großer Anzahl entwendet. Wegen gemeinschaftlichen Diebstahls wird gegen Emil Wille auf 9 Monate Gefängnis und 2 Jahre Ehrverlust, gegen Richard Wille auf 3 Wochen Gefängnis erkannt. —

Zum Kapitel Landarbeiterfrage. Zur Arbeitseinstellung aufgereizt haben soll der galizische Arbeiter Thomas Makara. Der Angeklagte, der sich durch Kontrakt gegen Zahlung von 1,60 Mark pro Tag und Kost und Logis zur Arbeit bei dem Amtsrat Dielrich in Hadmersleben verpflichtet hatte, forderte eines Tages seine Mitarbeiter auf, die Arbeit einzustellen, weil ihr Herr, wie der Angeklagte angab, die Zahlung von 15 Pfg. Arbeitslohn pro Tag verweigerte. Laut Kontrakt sollte dieser Betrag erst am Schlusse der Kampagne an sämtliche Arbeiter als Geschenk ausgezahlt werden. Das Urteil lautet auf Freisprechung, da das Gesetz nur den bestraft, der zur Verabredung zwecks Arbeitseinstellung aufreizt, dies sei nicht durch die Beweisaufnahme erwiesen. Auch die Anteilnahme an der Verabredung sei zweifelhaft. —

Die „Millionenbraut“.

(Nachdruck verboten.)

Zur Wiederaufnahme der Verhandlung ist Reichsgraf zu Arz und Vasegg wieder erschienen. Eingegangen sind an Gerichtsstelle die Protokolle über die kommissarischen Vernehmungen des Pastors Faber, des Gastwirts Kühn in Wien und des Reichsgrafen Ludwig zu Arz und Vasegg vom Bezirksgericht Mezzo Lombardo. Letzterer hat die Aussage darüber verweigert, ob der Angeklagte, sein Neffe, eine Erbschaft von ihm zu erwarten hätte oder gehabt hätte. — Ueber den Plan der weiteren Verhandlungen teilte der Vorsitzende mit, daß sie vom nächsten Montag an noch etwa zwei Wochen in Anspruch nehmen werden. Nach Vernehmung eines Zeugen erklärt der Angeklagte: Herr Präsident, ich kann nicht mehr, ich bekomme schon wieder solche Anfälle. Ich gebe mir ja die größte Mühe, weil ich ja vorher nicht aus den grauen Mauern herauskomme, aber es geht nicht! — Die Verhandlung muß wiederum abgebrochen werden. Montag findet keine Sitzung statt, da für diesen Tag wieder kommissarische Vernehmungen angesetzt sind. Die nächste Verhandlung findet am Dienstag statt. Die Verhandlung wird in dem gleichen schleppenden Tempo die einzelnen Betrugsfälle durchsehen. Wir werden uns darauf beschränken, das Urteil zu melden. —

Vermischte Nachrichten.

* **Metall- und Kohlenpreise vor 100 Jahren.** Das Silber kostete 223 Frank pro Kilogramm im Jahre 1807 gegen 108 Frank im Jahre 1907; der Preis für Quecksilber ist von 6000 auf 6700 Frank gestiegen. Erhebliche Preissteigerungen zeigen auch das Zinn, von 3400 auf 4500 Frank pro Tonne, ferner der Kobalt von 1280 auf 2500 Frank. Blei kostet heute 530 Frank gegen 640 Frank 1807, Zink kostete 900, heute nur 650 Frank. Ganz erheblich billiger ist auch das Eisen geworden; 1807 mußte man für eiserne Stangen usw. 400 Frank die Tonne bezahlen, 1907 erhielt man sie für 170 Frank, und im März 1908 konnten unsre Eisenwerke ihre Produktion zu einem Tonnenpreise von 132 Frank leider nicht mehr loswerden! Die Kohle, deren Produktion im letzten Jahrhundert eine solch gewaltige Steigerung erfahren hat, ist auch im Preise gestiegen. Die Tonne kostete im Jahre 1807 etwa 10 Frank, im Jahre 1907 wurden 12 bis 13 Frank bezahlt. —

* **Das Geheimnis des Vogelflugs.** Ingenieur Marcel Deprez hat in der letzten Sitzung der Pariser Akademie der Wissenschaften ausgeführt, daß er einen Apparat konstruiert habe, der schwerer als die Luft sei und ohne Motor lediglich durch die Ausnutzung der Kraft des Windes sich in der Luft halten könne. Der Gelehrte glaubt das Geheimnis des Vogelflugs, das schon so viele Forscher und Künstler beschäftigt hat, das z. B. Leonardo da Vinci und Böcklin immer wieder studiert haben, durch eine sehr einfache Erwägung gelöst zu haben, und es ist ihm gelungen, das völlig freie Schweben eines Aluminiumvogels in der Luft durch einen leich ansteigenden Luftstrom, der durch einen Ventilator hervorgerufen wird, zu erzielen. Er selbst hat sich nun über seine Beobachtungen ausführlicher ausgesprochen. Die erste Anregung erhielt er im vorigen Sommer im Jura, als er in einer Entfernung von etwa 100 Metern einen schwebenden Adler beobachtete, der sich nicht vor und nicht zurück bewegte, nicht frieg und nicht fiel und keinerlei Bewegung mit seinen Flügeln machte. Daß die Kraft des Windes dabei eine große Rolle spielte, war sicher, und er fand auch bald eine Erklärung, die er durch Experimente im Laboratorium bestätigen konnte. Ein kleiner Wagen, der auf einer leicht geneigten Schiene läuft, trägt auf einem kleinen Stab über sich eine große ebene Fläche, die einen Flügel darstellt. Natürlich hat der Wagen die Tendenz, die Ebene hinabzurollen. Läßt man aber einen etwas steigenden Luftstrom in der Richtung wehen, in der der Wagen fahren müßte, so wird er nicht etwa, wie man wohl annehmen möchte, nur noch schneller fahren, sondern er wird gegen den Wind die Ebene wieder hinaufsteigen. Die Erklärung ergibt sich bei genauerer Analyse sehr einfach durch das Parallelogramm der Kräfte. (? Red.) Um nun die entsprechenden Kräfte, die beim Vogelflug wirken, darzustellen, macht Deprez folgendes Experiment: „Vereinfachen wir zunächst den schwebenden Vogel und sehen wir zu, worauf er sich geometrisch zurückführen läßt. Er stellt eine große ebene und fast horizontale Fläche dar, die von seinen beiden ausgebreiteten Flügeln gebildet wird, und eine kleine horizontale, die vom Kopf und vom Hals gebildet wird. Wir reduzieren also den Vogel auf diese beiden Flächen; eine an einer Seite umgebogene Visitenkarte mag ihn schematisch darstellen. Wird eine solche Karte aus Aluminium nun leicht gegen den Horizont geneigt und man läßt darunter einen etwas etwas ansteigenden Luftstrom hinstreichen, so erleben wir das Schweben des Aluminiumvogels. Diese Karte fällt in der Tat nicht und sie steigt nicht, sie geht nicht vor und nicht zurück. Sie bleibt in der bewegten Atmosphäre hängen, nur etwas zitternd. Sie schwebt, wie der Adler schwebt, ohne daß er die geringste Anstrengung machen müßte, sich zu halten.“ Auch an diesem Phänomen weist Deprez die Wirksamkeit des Parallelogramms der Kräfte nach. „Es ist also nicht mehr möglich, die oft bestrittene Tatsache, ob die Vögel wirklich schweben, noch weiter zu bezweifeln. Die Vögel schweben nicht infolge einer unsichtbaren Bewegung der Flügel, da ja auch unser Aluminiumvogel keine Flügel hat, die die Luft schlagen könnten. Die Wirksamkeit des Windes und der Schwere genügt, alles zu erklären.“ Wenn also kürzlich der französische Physiologe Quinton einen Preis für die Flugmaschine ausgesetzt hat, die sich ohne Motor fünf Minuten in der Luft halten kann, so wäre dieser, wenn man von den Beobachtungen Deprez' ausgeht, leicht zu erwerben. Eine Taube kann 1200 Kilometer fliegen, ohne zu essen oder zu trinken, d. h. ohne ihren Motor neu zu speisen, ein ebenso sparsamer Verbrauch von Heizmaterial müßte auch beim Aeroplan zu erzielen sein. Deprez arbeitet gegenwärtig an einer Theorie des Aeroplans, in der er diesen Nachweis aus rein mechanischen Gründen zu führen sucht.

* **Wohltätige Fische.** Die einzige Insel der Kleinen Antillen, auf der man bisher das Vorhandensein der Malariaparasiten, jener furchtbaren Anopheles mückenlarven, nicht beobachten konnte, war bisher Barbados. Der englische Major Hadder hat sich dem Studium dieser merkwürdigen Tatsache gewidmet, und es ist ihm nun gelungen, festzustellen, daß in allen Sümpfen eine Art kleiner Fische in großen Mengen lebt, die von den Eingebornen „die Millionen“ genannt werden und die die Larven des gefährlichen Insekts, das die Malariaparasiten überträgt, vertilgt. Man hat jetzt Versuche unternommen, diesen Fisch in aller Form zu züchten und nach Gebieten zu verpflanzen, die von der Krankheit heimgesucht sind: nach Jamaika, nach Colon, nach Englisch-Guayana und nach gewissen Teilen Afrikas sind Quantitäten dieser Fische bereits abgesandt worden. Auch die italienische Regierung will sich die interessante Feststellung schnell zunutze machen und wird in den durch Malaria verseuchten Gebieten der römischen Campagna mit Hilfe dieser wohltätigen Fische den Kampf gegen die Krankheit systematisch durchführen. —

* **Eine romantische Liebesgeschichte,** die für die Psychologie und die Sitten mancher Kreise im heutigen Italien charakteristisch ist, fand vor wenigen Tagen auf dem Bahnhof in Mailand einen blutigen Abschluß. Vor einigen Jahren heiratete die Gräfin Ginevra Bentivoglio in Bologna, kaum den Kinderjahren entwachsen, den 16 Jahre älteren Kaufmann Lapaglia, einen gebornen Sizilianer. Während dieser von einfacher Herkunft ist, entstammte die Gräfin einer alten Familie. Die Ehe, der ein Mädchen entsprossen ist, war ganz glücklich, obwohl bei den beschränkten Mitteln der Familie ein Bohèmehaushalt geführt wurde, das Kind außerhalb des Hauses in Pflege gegeben war und die Gatten in einer Wirtschaft zu essen pflegten. Da lernte die Familie vor einigen Jahren den Juristen Paternoster kennen, der aus Venedig stammt und trotz seines frommen Namens kein Heiliger war. Er machte der Frau den Hof und schloß sich enger an die Familie an, um dadurch seine Absichten zu fördern. Die Frau erhörte zwar seine Werbung nicht, schien sie aber auch nicht gerade ungern zu sehen, da der Anbeter eine bessere Erziehung hatte als ihr Mann, weit jünger war als er und deshalb viel besser zu ihr paßte. Paternoster wurde dann nach einiger Zeit als Hilfsrichter von Bologna nach Adria versetzt. Deshalb hörten aber die Beziehungen zur Frau Lapaglia nicht auf, und die beiden blieben in Briefwechsel. Da wollte, wie es scheint, die Frau der Angelegenheit ein Ende machen und nach Sizilien reisen, um dort durch einen längeren Aufenthalt bei der Familie ihres Mannes ihre Ruhe wiederzugewinnen. Als Paternoster dies hörte, beschloß er, die Geliebte aufzusuchen. Er nahm Urlaub, borgte sich bei einem Freunde 500 Frank und traf Frau Lapaglia in Rom. Hier bestürmte er sie so lange mit seinen Anträgen, bis die Umworbene nachgab und statt zur Familie des Mannes nach Sizilien mit ihrem Geliebten nach Paris fuhr. Als die kleine Summe, die sich Paternoster geborgt hatte, zu Ende ging und die Not vor der Tür stand, da ging erst der törichten Frau das volle Verständnis dafür auf, was sie getan hatte, und es überkam sie die Reue. Obwohl der Geliebte sich wie ein Rasender gebärdete und mit Mord und Selbstmord drohte, bestand die Frau darauf, daß die unmögliche Geschichte ein Ende nähme und man nach Italien reiste. Von Lugano aus schrieb sie an einen Freund in Bologna, er möge sich bei ihrem Gatten verwenden, daß eine Aussöhnung zustande käme, und sie an den häuslichen Herd zurückkehren könnte. Der Gatte war darüber hoch erfreut und reiste mit dem Freunde nach Mailand ab, um die Ausreißerin wieder in Empfang zu nehmen. Auf dem Bahnhof traf er mit Paternoster zusammen; dieser zog einen Revolver und verwundete den Gatten durch einen Schuß schwer, wie es scheint, aus bloßer Eifersucht, ohne daß er von dem betrogenen Gatten bedroht oder auch nur provoziert worden wäre. Interessant ist es nun, zu sehen, wie leicht sich Lapaglia mit seiner ungetreuen Frau, die öffentlich seine Ehre aufs schwerste verletzt hat, versöhnte. Als sie ihn im Hospital besuchte, wo er mit seiner schweren Verletzung liegt, strömten beide von Zärtlichkeit über. Die Frau aber erklärt ihren Fehltritt mit naiver Kokotterie auf sehr einfache Weise: „Paternoster ist ein exaltierter Mensch, ich konnte seinen stürmischen Werbungen und seinen Drohungen nicht widerstehen, bin ja auch mit meinen 21 Jahren noch ein Kind. Ich bin ihm auch nicht aus Liebe, sondern nur aus Mitleid gefolgt, als ich die Qualen sah, die er meinethalben litt. —

* **Wie man im Kirchenstaat heiraten konnte.** Die „Oesterreichische Rundschau“ veröffentlicht in ihrem zweiten Juniheft „Erinnerungen an österreichische Garnisonen in Italien“ aus der Feder des Freiherrn von Holzhausen. Unter andern sehr interessanten Schilderungen bespricht der Freiherr auch eine eigenrümliche Form der Eheschließung im ehemaligen Kirchenstaat. Er schreibt: „Im Kirchenstaat bestand eine Festfeier, bei welcher der höchste kirchliche Würdenträger der Stadt, gefolgt von Geistlichen und einer großen Volksmenge, unter einem Baldachin durch die Straßen zog und rechts und links seinen Segen austeilte. Jedes Pärchen, das die sonst vorgeschriebenen Förmlichkeiten vor der Trauung und diese selbst umgehen wollte, war durch diesen Segen ehelich verbunden, vorausgesetzt, daß beide Teile Hand in Hand rechtzeitig niederknieten und Zeugen aufstellen konnten, die das gesehen hatten. Natürlich wurden hierdurch meist die leichtsinnigsten und unpassendsten Ehen geschlossen. Nach einer derartigen Einsegnung erschien eine Dirne aus der Via serpente vor der österreichischen Kaserne Scolzi in Ancona und verlangte Einlaß als Gattin des Korporals Prikrill, der schwer berauscht an ihrem Arme hing. Der Inspektionsoffizier nahm den jungen Ehemann sofort in Wachtzimmerarrest und ließ die allgemein bekannte Gattin durch die Polizei abführen. Da diese Person aber durch Zeugen den Vollzug der Trauung nachwies und auf ihrem Recht beharrte, mußte der Heilige Vater durch die österreichische Regierung um Lösung des Ehebandes ersucht werden. Diese erfolgte nach langem Hin und Her auf Grund der Tatsache, daß der Korporal, als er den Segen empfing, sinnlos betrunken gewesen war.“ —

Kleine Chronik.

Nach einem Lotteriegewinn wahnsinnig geworden.

Infolge eines Lotteriegewinns ist der Hausierer Adolf Tarnowski in Berlin geisteskrank geworden. Der Mann, der sich mit Frau und drei Kindern kümmerlich ernährt, gewann auf ein Zehntellos in der preußischen Klassenlotterie 300 Mark. Die Freude über diesen Gewinn äußerte sich bei dem Händler in einer merkwürdigen Weise, er kaufte Tag für Tag billige Schmucksachen ein und brachte sie nach Hause. Seine Frau dachte, er wolle einen kleinen Juwelenhandel anfangen und ließ ihn gewähren. Erst als sie ihn fragte, ob er für die Schmucksachen noch keine Käufer gefunden habe, erklärte Tarnowski, er denke nicht daran, die Sachen zu verkaufen, er habe sie für sich gekauft. Inzwischen war der Gewinn infolge der seltsamen Liebhaberei ausgegeben und der Hausierer saß stundenlang vor den eingekauften Schmucksachen, ohne ein Wort zu sprechen. Als seine Frau verlangte, er solle wieder hausieren gehen oder den Tand verkaufen, bekam er einen Tobsuchtsanfall. Es gelang zwar, ihn wieder zu beruhigen, doch wurde festgestellt, daß Tarnowski völlig in Geistesumnachtung verfallen war. —

Zeppelins erster Aufstieg.

Am Sonnabend herrschte in Friedrichshafen ein so heftiger Sturm, daß aus dem geplanten Aufstieg mit dem neuen Lenkbaren nichts wurde. Am Sonntag kurz nach 5 Uhr hatte sich der Sturm so weit gelegt, daß Graf Zeppelin seine erste Auffahrt mit dem neuen Luftschiff unternehmen konnte. Innerhalb von 7 Minuten war das Luftschiff aus der Halle gebracht. Es machte bei tadelloser Fahrt verschiedene Wendungen, kehrte aber bereits nach ¾ Stunde zur Halle zurück. Die Landung ging glatt vonstatten. Die Fahrt wurde bei diesem Probeversuch nicht länger ausgedehnt, da sich die neue Anordnung der Seitensteuer als noch nicht befriedigend erwies. Der zweite Aufstieg erfolgt am kommenden Dienstag, die Dauerfahrt ist auf mehrere Wochen verschoben. —

Die Mutter dachte nach. „Sieh mal, das war ja doch keine gewöhnliche Schlange, das war der Teufel. Und Feindschaft setzen ist Streit stiften zwischen zweien.“

Willi horchte, die Augen träumerisch auf die Mutter gerichtet. „Denk mal, sie aßen vom Baume der Erkenntnis. Was ist das für ein Baum?“ Da entfloh seine Mutter in die Küche.

Am folgenden Tage kam er mit allen Zeichen des Entsetzens in seinem ernsten Jungengesicht heim.

„Mutter,“ rief er ihr entgegen, „ist das wahr, hat Kain seinen Bruder Abel totgeschlagen?“

„Ach, das ist ja schon lange her,“ beschwichtigte ihn diese.

„Solch traurige Geschichten hör ich gar nicht gern,“ sagte Willi, und seine Lippen zitterten dabei.

„Hattet Ihr denn wieder biblische Geschichte?“ fragte die Frau erschrocken.

„Ja doch, alle Tage.“

Du lieber Himmel, dachte Willis Mutter, das kann ja hübsch werden, wenn vor diesem empfindlichen, mitleidigen Kinde die Bilder alttestamentarischer Greuel aufgerollt würden. Der Befehl an Abraham, seinen Sohn Isaak zu schlachten, die Sündflut und all die andern mehr oder weniger blutigen Geschichten.

Etwas mehr als drei Wochen ging Willi jetzt zur Schule; da kam er eines Morgens mit rotgeweintem Gesicht erst um elf, statt um zehn Uhr heim. „Ich konnte nicht lesen, was auf der Wandtafel stand,“ schluchzte er.

Die Mutter nahm ihn auf ihren Schoß und tröstete ihn so gut es ging. Sie war sehr erstaunt. Bis jetzt hatte sie gemeint, die Kinder gingen zur Schule, um lesen zu lernen, nicht, um es schon zu können. „Sei ruhig, von nun an wollen wir tüchtig üben, dann kannst Du auch bald gut lesen,“ ermunterte sie den Kleinen, der immer wieder beteuerte: „Ich mag nicht mehr zur Schule gehen, die Kinder sagen, ich wäre faul.“

Die Frau hatte bei ihrem großen Haushalt wohl kaum Zeit übrig, aber es ging nicht anders. Sie liebte ihre Kinder, und auf jeden Fall wollte sie ihren Jungen, dessen Ehrgefühl sie sehr wohl verstand, in Zukunft vor derartigen Schmerzen bewahren. Zwei Tage vor Pfingsten sagte die Lehrerin den Kindern, sie müßten nun eine Fibel haben. Zur Schule brauchten sie das Buch vorläufig noch nicht mitzubringen, aber in den Ferien sollten sie tüchtig üben!

So saßen die beiden in den Feiertagen über das neue Lesebuch gebeugt, und der Junge buchstabierte: „m—ei—s—e heißt zusammen meise.“ Er konnte es schließlich sehr nett; zuerst hatte er die Worte von rechts nach links gelesen.

Die Mutter ist nun sehr neugierig, was sie dem Jungen noch alles zu Haus beibringen muß, und um welche Kenntnisse, vor allem in der biblischen Geschichte, die Schule noch fernerhin sein Wissen bereichern wird! —

Viel Geld

erhalten Sie
auf jede Wertsache
vom 5723
Leihhaus Max Haacke
Sudenburg, Kroatenweg 18.

Für Brautpaare!

Komplette, nußbaum furnierte Wohnungs-Einrichtungen 275 Mk. Hochelegante, selbstgefertigte, echt nußbaum Ausstattungen 408 Mk. Einzelne Ersatzstücke spottbillig.
Khell Möbeltischlerei Brannehirschstraße 10.

Altes Gold u. Silber kauft und nimmt z. d. höchst. Preis in Zahlung R. Quindt, Uhrm., N., Hohepfortestr. 23

Fertige Musselinkleider für 14, 16, 18 und 20 Mk., neu, nach Maß. Kostümröcke u. Blusen äußerst billig. **Gustav-Adolf-Str. 29, pt.** 562

Pickel im Gesicht

und am Körper, Blüten, Mitesser, Wimmerln, Röten, Sommersprossen, Hautjucken, Furunkel, Hautgeschwüre rc., wer daran leidet, gebrauche **Zucker's Patent-Medizinal-Seife**, D. R. P., ärztlich empfohlen und tausendfach bewährt, Preis 50 Pfg. (kleine Packung, 15 % ig) und Mk. 1.50 (große Packung 35 % ig, von **stärkster** Wirkung).

Wunderbare Erfolge,

zumal bei gleichzeitiger Anwendung von **Zuckerpoh-Crême**, dem herrlichsten und einzigartigsten aller Hautcrêmes. Preis Mk. 2,—, Probetube 75 Pfg., sowie der nach dem gleichen Patent hergestellten, wunderbar **mild** wirkenden **Zuckerpoh-Seife**, Preis 50 Pfg. (kleine Gebrauchspackung) und Mk. 1,50 (große Geschenkpackung), werden zahlreich berichtet. Jeder, der bisher vergeblich hoffte, mache einen Versuch. Für die zarte Haut der **Kinder** verwendet die denkende Mutter **Bitumoor-Kinder-Seife**, D. R. P., Preis 50 Pfg., und **Bitumoor-Kinder-Crême**, Preis 40 Pfg., Tonneldose 70 Pfg., das Edelste. Beste und Reinste für die kindliche Haut. **Ueberall zu haben.** Wo nicht, direkter Versand durch **L. Zucker & Co., Berlin**, Potsdamerstr. 73.

In **Magdeburg echt** in der **Engel-Apotheke**, Jacobstr. 18, **Löwen-Apotheke**, Alter Markt 22, **Victoria-Apotheke**, Kaiserstraße 94b, **F. F. Raum**, Breiteweg 19, **Hans Eger**, Breiteweg 158, **Max Erxleben**, Jacobstr. 6, **Hennenberg & Co. Nchf.**, Wilhelmstr. 19, **Hohenzollern-Drogerie**, Kaiser Wilhelmpl. 3, **G. Hubert**, Jacobstr. 16, **A. Löschhart**, Breiteweg 265, **Carl Möbius**, Gr. Steinerne Tischstr. 10, **Geb. Pollack Nchf.**, Breiteweg 267, **Victoria-Drogerie**, Victoriastr. 1, **Fr. Wachsmann**, Gustav Adolfstr. 40.

Buckau: Adolf Kreuber Nchf., Schönebeckerstr. 108, **C. F. Semm**, Schönebeckerstraße 163.

Sudenburg: Hohenzollern-Apotheke u. Drogerie, Hugo Starkloff, Halberstädterstr. 113.

Wilhelmstadt: Fr. Diesbergerstr. 25.

Engros: Dr. Otto Krause.

Gründliche Fachausbildung f. Praktiker wie Schlosser, Monteure, Mechaniker u. a. m. in Vierteljahreskursen. Beginn 1. Januar, 1. April usw.
Elektromonteur-schule in Köln
Privatfachsch. u. staatl. Aufs. Progr. kostenl. Köln a. Rh., Lütticherstr. 8.

Fahrräder, gut erh., von 20 bis 45 Mark, **neue Herren- und Damenräder** von 80 bis 150 Mk. Ersatz- u. Zubehörteile billigst. Reparaturen aller Syst. werd. schnellst. u. billigst ausgef. **Wilhelm Betge**, Magdeburg-S., Leipzig. Str. 10a, neb. Krisallpalast.

Billig! Schuhwaren Schmidtstr. 44
Herren-, Damen-, Kinderschuhe u. -stiefel in Chevreau, Boxcalf und andern Sorten Leder, Plüschsocken und -pantoffel, auch aus Konkursmassen stammende Waren billig nur
44 Schmidtstrasse 44

Billigste, selbstgestrickte
Strümpfe erhält man
bei **F. March, Breiteweg 93, I.**

Brennholz

rotbuchen, klein geschnitten, billigst Ambrosiusplatz 4, Hintergeb. rechts.

Große Partie

gebrauchter Herren- und Damenfahrräder
mit tadellosen Pneumatiks, soweit Vorrat reicht, von
30.00 Mk. an.
Pneumatiks
fehlerfreie Ware.
Laufdecke 5.00 Mk.
Luftschlauch 3.00 Mk.
Hierauf nehme ich in Zahlung: alte ausgebrauchte Laufdecke mit **1.00 Mk.**, alten ausgebrauchten Luftschlauch mit **50 Pf.** 549
A. Rose, Magdeburg
Breiteweg 264.
Pfeil-Nähmaschinen
Parade-Fahrräder
Panther-Fahrräder

Sozialdemokratischer Verein für den Wahlkreis Wanzleben.

Dampferfahrt
2 prächtig dekorierte Dampfer

Am Sonnabend den 11. Juli
nach dem
„Stadtpark" in Schönebeck
Abfahrt abends 8 Uhr vom Petriförder
„ „ 9 „ von Salbke.
Die Genossen aus allen Orten des Wahlkreises werden ersucht, sich mit ihren Frauen zu beteiligen.

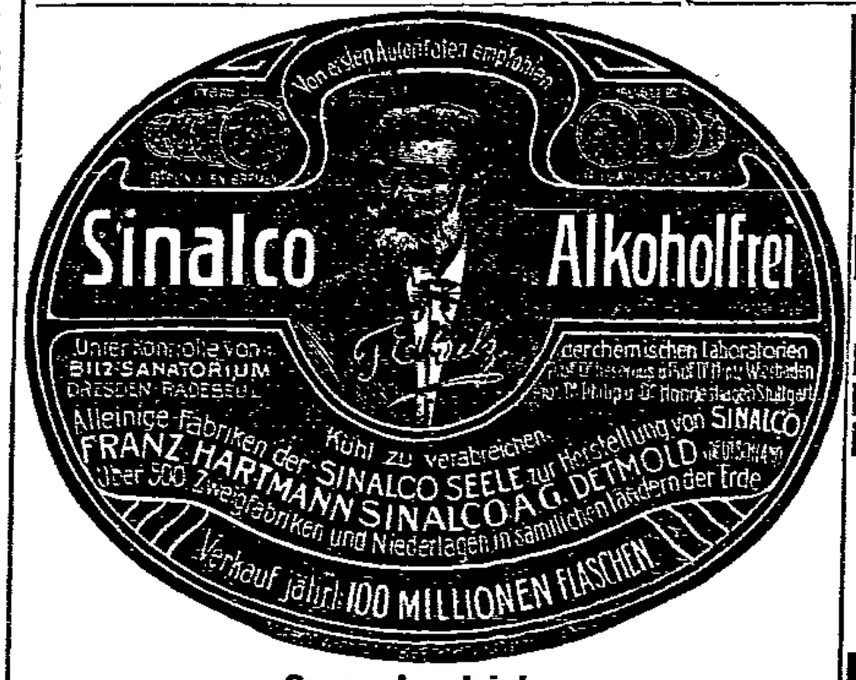
Sommernachtsfest
Großartiges Festprogramm
5775

Karten im Vorverkauf bei allen bekannten Genossen sowie bei den Partei- und Gewerkschafts-Kolporteuren.
Auf dem Programm ist die Abfahrt eine Stunde zu spät angesetzt.

Im Garten: **Konzert**

Nach der Ankunft im „Stadtpark"
Ergebenst ladet ein **Der Vorstand.**

Im Saale: **BALL.**



Generalvertrieb:
Carl Friedr. Schultze, Magdeburg, Wallstraße 9-11.
Fernsprecher 763. 5568

Was ist?

zu empfehlen für verwöhnteste
Zigaretten-Raucher?

Piccadilly-Club	2 Pf.
Fiametta	**3** Pf.
Tertia	3½ Pf.
Quarta	4 Pf.
Quinta	**5** Pf.

Alexandria, Dresden.
Filiale Magdeburg: Fr. Vocke, Gitschiner Straße 1.

Färberei P. Dalichow reinigt und färbt
schnell, sauber und sehr billig (auswärtige Aufträge prompt)
Kleid reinigen 1.50—2.75 M, färben 1.50—3.00 M | **Anzug** reinig. 1.75—3.00 M, färben 2.50—4.00 M
Breiteweg 130 gegenüb. Kath.-K. **Schwibbogen 1** am Königshof **Neustadt** Fabr.-Ann. Ritterst. 1a.

Handwerker,

Arbeiter, Arbeitsburschen, Hausburschen, Lehrlinge, Personal für Landwirtschaft usw. vermittelt gebührenfrei der

Städtische Arbeitsnachweis

Peterstraße 1.
Telephon für Handwerker und jugendliche Arbeiter 1551, für erwachsene ungelernte Arbeiter „Rathaus".

Stellenvermittlung für das Schank- und Gastwirtsgewerbe
Peterstraße 1, Telephon 2054.
Gebührenfreie Vermittlung von Kellnern, Lohndienern, Lehrlingen, Burschen usw.
Geöffnet täglich von 8 bis 1 Uhr und 3 bis 7 Uhr, Sonn- und Festtags von 10 bis 2 Uhr.

Excelsior-Räder

erhalten Sie in jeder Preislage bei größter Auswahl zu kulanten Bedingungen. 5721
Fernsprecher 4944. Albert Brennecke. Magdeburg-S.
In **Fermersleben, Schönebecker Straße 36. Gegr. 1894.**

Die
Mode-Zeitungen
für das 3. Quartal
sind alle erschienen. Wir ersuchen um recht baldige Bestellungen.
Buchhandlung Volksstimme, Große Münzstr. 3.

Otto Lehmann Sudenburg **Halberstädter Str. 112**
Spezialgeschäft für Wäsche empfiehlt
doppelt gereinigte Bettfedern und Daunen sowie fertige Betten
5538 **Bettfedern-Reinigungsanstalt.**

Arbeiter-Sekretariat Magdeburg

Große Münzstraße 3.
Unentgeltliche Auskunft an organisierte Arbeiter und Witwen, Waisen, Dienstboten, Lehrlinge, Invaliden und solche Personen, die einer Organisation nicht angehören können, in der Zeit von **11—1** u. **5—7** Uhr. Außer der Auskunftzeit ist das Sekretariat für Auskunftsuchende geschlossen.

Pfand-Versteigerung!

Donnerstag den 25. d. M.
Nr. 40910 bis 44480
vom Monat August 1907.
Erneuerungen nur bis Mittwoch, mittags 2 Uhr.
Adolph Michaelis
Magdeburg.

Tiefschwarze Tinte
empfiehlt
Buchhandl. Volksstimme, Gr. Münzstr. 3

Kücheneinrichtung, birkene Kleiderschränke 38 und 42 Mk., dunkle Sofatische 12 und 24 Mk., Bettstellen mit Matratzen 15, 25 bis 45 Mk., Plüschsofa 38 Mk., Nachtschränke, Küchentische, Stühle, Küchenschränke, dunkle Wirtschaften billig zu verk. **Heier**, Olvenstedter Str. 21. 636

Fahrrad umständehalber billig zu verkaufen Viktoriastraße 1, parterre.

Fast neues **Tourenrad** f. 65 Mk. zu verkaufen Nachtweide 74, 1 Tr. l.

Burg. 5778 **Burg.**
Ein Mädchen, mit od. ohne Kind, findet Kost und Logis. Johannesstraße 2.

H.-Wohn., St., K., K., 40 Tlr., an alte Leute p. 1. Okt. z. v. Endelst. 35, A. Neust.

Zimmer zu vermiet. Feldstr. 17, 2 Tr.

Küchenzettel der Magdeburger Volksküche Große Marktstraße 21.
Dienstag: Weiße Bohnen mit Hammelfleisch.
Mittwoch: Kohlrüben mit Schweinefleisch.
Donnerstag: Linsen mit Rindfleisch.
Freitag: Klops mit Salzkartoffeln.
Sonnabend: Graupensuppe mit Rindfleisch.
Frauen-Speisesaal parterre.

Viktoria-Theater.
Dienstag den 23. Juni
Alt Heidelberg.

Deutscher Transportarbeiter-Verband

Verwaltung Magdeburg. — Bureau: Stephansbrücke 38.

Wir machen die Parteigenossen und Gewerkschaftsmitglieder darauf aufmerksam, daß die **Kutscher** in allen kaufmännischen Branchen, ferner die Last-, Staats-, Omnibus- und Droschkenkutscher, Bierfahrer, Müllkutscher usw., soweit sie Mitglieder des Deutschen Transportarbeiter-Verbandes sind, mit **Kontrollkarten,** die allmonatlich abgestempelt sein müssen, versehen sind. Speziell bitten wir, die Kutscher auf Bauten, die Omnibuskutscher, die Milchkutscher und die Braunbierfahrer nach ihren Kontrollkarten zu fragen. 5485 **Die Ortsverwaltung.**

Stephanshallen
5472 Dir. Rich. Froherz
Abends 8 Uhr
Varieté-Vorstellung
Streng gediegenes Programm für Familien-Publikum

Walhalla-Theater.
Letzte Woche!
Gastspiel des Original-Kölner Possen-Theaters
Montag den 22., Dienstag den 23., Mittwoch den 24. Juni
Eine feine Firma
Gr. Ausstattungsposse in 3 Akten
Anfang der Vorstellung 8 Uhr.
Kleine Preise.

Burg Zerbster Str. 22 **Burg**
Jeden Mittwoch **frische Wurst.**
Sonnabend **Knoblauchwurst.**
5506 **Ernst Giese.**

Eldorado
Gr. Junkerstraße 12.
Täglich abends 8 Uhr
Große Vorstellung
Nord-Orient-Truppe
(Das Leben und Treiben in Marokko) und 5474
Deckers Possen-Ensemble.
Im Cabaret heitere Vorträge.
Angela Nadella
die beste Vortragsmeisterin.

Alte Neustadt
Jeden Dienstag abend
Fr. Schweinefleisch
Mittwochs **Schlachtfest**
Jeden Freitag **Knoblauchwurst**
5560 **Johannes Senff**
Stendaler Str. 9, Ecke Salzwedler Str.

Zirkus-Theater
Gastspiel des Vierländer-Theaters
Zum erstenmal:
Die weiße Dame
Großer Schwank in 1 Akt.
Vorher:
Im Schneegestöber
Humorist. Posse in mehr. Bildern.
Kleine Preise!
Plätze (nicht numeriert) 30, 50, 70, 75 Pf., (numeriert) 1.00, 1.25, 1.50 Mk.

ZENTRAL-THEATER
Heute Dienstag:
Zum 6. Male
Die Dollar-Prinzessin.
Operette in 3 Akten von A. M. Willner u. F. Grünbaum. Musik von Leo Fall. In Szene gesetzt von Direktor **M. Preger.**
Dirigent: **Hugo Bryck.**
!! Beispielloser Erfolg !!
Einlaß 7 Uhr. Anfang 8 Uhr. — Ende gegen 11 Uhr. —

Morgen Mittwoch und folgende Tage:
Die Dollar-Prinzessin.